

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Ein Arbeiterparlament.

In den Tagen vom 27. Mai bis 2. Juni hat in den Räumern der weiland freien Reichsstadt Frankfurt a. M. eine Versammlung deutscher Arbeiter getagt, welche bedeutend genug war, um ihr nachträglich noch ein paar Zeilen zu widmen.

Deutschland ist reich an Vereinen, die sich über das ganze Reich erstrecken und fehlt es in Folge dessen in keinem Jahre an Vereinstagen, wo sich die Delegierten an irgend einem der schön gelegenen Orte Mitteldeutschlands treffen, um dort bei kurzen Sitzungen und langen Erholungspausen sich für die Mähen der Vereinsthätigkeit zu entschädigen. In dieser Art von Versammlungen, die mehr Festen als ernster Thätigkeit ähnlich sehen, zählte die Generalversammlung der „Central-Kranken- und Sterbekasse der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter“ nicht. Hier galt es schwierige und verwickelte Aufgaben zu lösen, sich direkt widersprechende Interessen zu versöhnen und Grundlagen für einen Bau zu schaffen, der ein aachliches Heim für Hilfesuchende und der Hilfe Bedürftige sein soll.

Einhundertsechszunddreißig Männer, durchweg dem Handarbeiterstand angehörig, waren nach Frankfurt gesandt, um dort die Interessen von über siebzigtausend Mitgliedern wahr zu nehmen, welche letztere selbst wieder in über sechshundert Orten über ganz Deutschland zerstreut wohnen. Eine gedruckte Vorlage mit ca. 550 verschiedenen Anträgen wurde den Delegierten bei Eröffnung der Versammlung als Arbeitspensum vorgelegt. In täglichen Sitzungen von 8 1/2 stündiger Dauer, neben welchen fortgesetzt mehrere Kommissionen tagten, wurde die Unmasse der Arbeit bewältigt.

Das Krankenkassengesetz hat den zentralisirten freien Hilfsklassen einen ungeahnten Zuwachs an Mitgliedern gebracht, ihnen aber auch Verpflichtungen auferlegt, welche das alte Hilfskassengesetz nicht kannte. Der Mitgliederzuwachs selbst aber kann nicht durchweg als ein Segen für die Klassen betrachtet werden. Die freien Hilfsklassen beruhen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit, jedes Mitglied ist gleichmäßig an Leib und Freud der Klasse theilhaftig, die Klasse ist nicht etwas den Mitgliedern Fremdes, sondern die Mitglieder bilden die Klasse selbst. Jede Schädigung der Klasse ist eine Schädigung der Mitglieder. Es ist kein Unternehmer vorhanden, der von den Mitgliedern Nutzen ziehen könnte, jeder Nutzen der Klasse gereicht den Mitgliedern selbst zum Vortheil.

Dieser Grundgedanke, der den alten Mitgliedern der Klassen in Fleisch und Blut übergegangen ist, er ist tausenden der neuen Mitglieder noch nicht geläufig. Sie betrachten die Klasse nicht als ihre Klasse, deren Wohl und Wehe ihren eigenen Vortheil und Schaden bedingt, sondern

sie sehen in der Klasse nur eine ihnen fremde Versicherungsanstalt, von welcher sie, bei möglichst geringer Gegenleistung, eine möglichst hohe Rente im Falle der Erkrankung herauszuschlagen hoffen. Daß die Klasse nichts wieder geben kann, was ihr nicht vorher von den Mitgliedern selbst zugeführt worden ist, das wollen gar zu viele von denen, welche erst durch das Gesetz gezwungen sich gegen Krankheit versicherten, nicht einsehen. Dieser falschen Auffassung der Mitglieder der Klasse gegenüber entspringen die zahlreichen Klagen in allen freien zentralisirten Hilfsklassen über Simulanten, Kassenräuber u. s. w. Man glaubt diesem Uebelstande durch Verschärfung des Statuts, strenger Kontrolle u. dergleichen zu können und Manches läßt sich auf diesem Wege gewiß bessern. Die Hauptsache wird aber, neben der strammen Kontrolle die Aufklärung der jungen Mitglieder über ihre Verhältnisse zur Klasse selbst bleiben.

Wenn auf der letzten Generalversammlung zu Frankfurt, wie auch auf verschiedenen anderen Versammlungen gleicher Tendenz, die im Laufe dieses Jahres bereits stattfanden, Delegierte ihre Reden bei der Generaldebatte noch mit dem Satze eröffnen konnten: „Die Mitglieder meiner Hilfsklasse haben mich beauftragt, gegen jede Erniedrigung der Unterstützung und gegen jede Erhöhung der Beiträge zu stimmen,“ obgleich sie im Laufe der Rede dann zugeben mußten, daß die Klasse in Berücksichtigung des gesetzlich vorthwendigen Reservefonds mit einem Defizit arbeite, also entweder sparen oder die Einnahmen vermehren muß, so beweist das nur, daß selbst unter den intelligentesten Mitgliedern noch manche Unklarheit herrscht. Diese Unklarheit zu beseitigen, wird die erste und wichtigste Aufgabe sein, es muß der Geist der Brüderlichkeit, der Grundsatz: „Ein für Alle und Alle für Einen“, der den alten Klassenmitgliedern stets innewohnte, auch, so weit dies noch nicht der Fall, den neuen Mitgliedern zum Gemeingut werden. Und wir zweifeln keinen Augenblick, nach dem Ausfall, den die Generalversammlung in Frankfurt genommen hat, daß dieser Geist, der bis jetzt die Verbindungen weithätiger Selbst- und Bruderhilfe beherrscht hat, auch in Zukunft über ihnen schweben wird. Diesen Geist der Brüderlichkeit zu pflegen und zu fördern, war das sieben-tägige ernste Zusammensitzen der Delegierten auf der Generalversammlung besonders geeignet und die segensreichen Nachwirkungen für die Klasse werden sich gewiß fühlbar machen.

Aber nicht bloß einen ideellen Schaden galt es in Frankfurt wieder gut zu machen; das Krankenkassengesetz brachte, wie bereits erwähnt, den freien Hilfsklassen auch materielle Verpflichtungen, die dieselben früher nicht kannten. Hierher gehören nun zunächst die Beseitigung der Raren-

zeit, dann die Verpflichtung, daß die zentralisirten freien Hilfsklassen ihren über ganz Deutschland zerstreuten Mitgliedern als gesetzliche Mindestleistung den Satz gewähren müssen, wie er sich nach dem Durchschnittslohn des Ortes, wo die Klasse ihren Sitz hat, herausstellt, und dann die Bestimmung, daß bis zur Beschaffung eines Reservefonds in der Höhe einer durchschnittlichen Jahresausgabe zehn Prozent der Klassenbeiträge dem Reservefonds überwiesen werden müssen. Daß diesen gewaltigen neuen Verpflichtungen gegenüber die bisherigen Beitragsätze nicht mehr genügen konnten, liegt auf der Hand und es galt nun, Mittel zu finden, entweder die Einnahmen zu erhöhen oder die Leistungen zu erniedrigen. Was nun das Letztere betrifft, so ist dasselbe nicht durchzuführen, so lange die Klasse ihren Sitz in Hamburg hat. Denn dort ist der Durchschnittslohn eines gewöhnlichen Arbeiters auf M. 250 pro Tag festgesetzt, die gesetzliche Mindestleistung kann also nicht unter den Satz von M. 11.60 herunter gehen, den die Klasse bisher auch bereits in der zweiten Klasse bezahlte. In dieser Klasse befinden sich ca. 25 000 Mitglieder, meist in Mitteldeutschland und Schlesien, wo bekanntlich die schlechtesten Löhne bezahlt werden, wohnhaft. Von hier gingen denn auch die Anträge aus, den Sitz der Klasse zu verlegen, um so, bei gleichem Beitrag wie bisher, die Leistungen heruntersetzen zu können und auf diese Weise die Mittel für den Reservefonds zu gewinnen.

Diesem Beschlusse standen aber die gewichtigen Bestrebungen entgegen, welche gegen eine Verlegung des Sitzes von Hamburg weg geltend gemacht wurden. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß nicht alle Behörden den freien zentralisirten Hilfsklassen mit demselben Wohlwollen entgegen kämen, wie die Hamburger Aufsichtsbehörde; es wurde darauf hingewiesen, daß es durchaus nicht Zufall sei, daß die meisten dieser Klassen schließlich Schutz unter dem Banner der alten freien Hansestadt gesucht haben, wurden die Gefahren geschildert, die es mit sich bringen würde, wenn die Klasse mit ihrem Sitz von einem Ort zum anderen geschickt würde und nicht mehr zur Ruhe käme. Gegenüber den schlesischen und sächsischen Arbeitern mit M. 9 und 10 Wochenverdienst wurde auf die Arbeiter Norddeutschlands und speziell der großen Städte hingewiesen, welche ohne Unterstützung von mindestens M. 12 und mehr nicht im Stande seien, zurecht zu kommen. Heiß war der Kampf und zwei Tage drehte sich die Generaldebatte wesentlich um diesen Punkt; schließlich aber siegte doch die Einsicht, daß es besser sei, den Sitz in Hamburg zu belassen und mit einer Mehrheit von drei Viertel aller Stimmen wurde demgemäß beschlossen.

Nun galt es aber die nötigen Mittel und vor Allem den Reservefonds zu schaffen. Um welche Summen es sich

— besser ist besser, und man kann eben nicht wissen, was geschieht.“

Hans hörte ihn schon nicht mehr; in seinem Gehirn brauste und wühlte es, und er athmete erst wieder voll auf, als er sich unten auf der Straße und in freier Luft fand.

Gerads Weges ging er jetzt zu Dürbed's Wohnung, fand aber dessen Thür fest verschlossen und erhielt auch auf mehrfachen Anpochen keine Antwort. Es konnte Niemand dort zu Hause sein.

Ein Ereignis.

Als Hauptmann von Dürbed das Café verließ, schritt er die Straße wie in einem Traum hinab. Er sah, daß ihm Leute begegneten, und wich aus alter Gewohnheit aus, aber er erkannte Niemanden. So verfolgte er, hoch aufgerichtet, aber todtenbleich seinen Weg, passirte die Promenaden, bis er in den kleinen Park kam und dort, an einer stillen und unbefakten Stelle, warf er sich auf eine Bank, denn die erschöpften Glieder wollten ihn nicht weiter tragen.

Lange saß er dort, die Blicke hier am Boden haltend, bis er plötzlich in ein wildes, heiseres Lachen ausbrach und dann vor sich hin murmelte: „Bin ich denn verrückt, bin ich wahnsinnig geworden und sehe mich im Traum als eine lebendige Leiche in der Stadt herumgehen? — oder ist das Wahrheit?“ setzte er mit scheuem Flüstern hinzu, „Wahrheit, daß ich mein Leben, Glück, Liebe, Hoffnung, Jugend, Alles einem Andern schulde und nur noch auf ein paar Stunden gehorgt bekommen habe!“

Er barg das Gesicht schauernd in den Händen, und Bilder des Schreckens und Entsetzens flutheten an seinem inneren Auge vorüber, bis sie ihn zuletzt bewältigten und er scheu von seinem Sitze emporsprang. — „Flucht!“ Wenn er jetzt mit dem Abendzuge Rhodenburg verließ, um nie mehr hierher zurückzukehren! — Amerika! Dort in der Wildniß konnte er ungestört leben. Oh, leben! — Rauten, der Teufel, der ihn verführt! Wenn er ihn nur gleich im Café niedergestochen hätte! Man würde ihn mit ein paar

Feuilleton.

Im Fenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.
(Fortsetzung.)

„Dürbed und Rauten?“ rief Hans erschauert aus. „Das ist in der That merkwürdig, denn ich weiß von Beiden, daß sie einander nie leiden konnten!“

„Vielleicht ein zufälliges Zusammentreffen,“ meinte Pöster.

„Aber mit Dürbed werde ich mich doch darüber aussprechen können,“ rief Hans — „ich muß Jemanden haben, dem ich mein Herz ausschütten kann, oder ich vergehe! Großer allmächtiger Gott, meine arme Schwester, meine armen Eltern! Notar, Sie müssen sich irren, es ist ja nicht anders möglich, und die Frau, wenn sie hier eintrifft, wird uns befähigen, daß Sie den Grafen Rauten nie gesehen!“

„Desto besser dann — aber auch desto besser, wenn wir bis dahin noch keinerlei Verdacht geäußert haben.“

„Ich werde ihm nie wieder frei in's Auge sehen können.“

„Wir wollen das vor der Hand abwarten; übrigens halte ich es für vollkommen unbedenklich, wenn Sie dem Hauptmann von Dürbed das mittheilen, was wir hier mit einander gesprochen. Ich weiß, daß er ein Ehrenmann und ein Freund ist, und er wird auch nur das unterstützen, was ich selber Ihnen gerathen habe: für jetzt noch abwarten, bis die Zeit gekommen ist, wo wir einen entscheidenden Schlag führen können.“

„Gut,“ sagte Solberg, „dann kann ich aber auch jetzt nicht nach Hause und zu Tische gehen, wo ich nur fröhliche Menschen treffe — mein Gesicht würde mich im Augenblick verrathen.“

„So schreiben Sie ein paar Zeilen, daß Sie eine geschäftliche Abhaltung verhindern, bei Tische zu erscheinen. Dort liegt Feder und Papier, und Ruz wird den Brief hinabbringen.“

Hans zögerte einen Moment, aber es blieb ihm keine andere Wahl. Er trat rasch an das Pult und warf ein paar Zeilen auf ein dort liegendes Blatt, das er dann loder zusammenfaltete.

„Wären Sie so freundlich, Herr Ruz, diese Zeilen an meine Eltern zu befördern?“

„Es soll richtig und augenblicklich besorgt werden, Herr Baron,“ sagte Ruz leise, ohne zu dem jungen Manne aufzusehen. Er nahm auch ohne Weiteres seinen Hut und verließ das Komptoir.

Hans sah ihm nach. „Das ist ein wunderlicher junger Mensch,“ sagte er. „Vorhin, wie er Ihren Auftrag an mich auszurichten hatte, fand ich ihn in unserem Entrée heftig weinend und, wie es schien, in furchtbarer Aufregung — ist er in irgend einer Hinsicht unglücklich?“

Pöster hatte aufmerksam zugehört. „Das ist ja sonderbar,“ sagte er, „und unglücklich kann man ihn gerade nicht nennen, wenn er auch eben nicht zu den glücklichen Sterblichen gehört. Er ist eine Waise, seinen Vater hat er, glaub' ich, gar nicht gekannt. Seine Mutter ist vor wenigen Monaten gestorben, und er braucht also nur für sich allein zu sorgen. Einen Wunsch freilich kenn' ich, der ihm am Herzen liegt, aber weinen habe ich ihn noch nie gesehen, und weshalb er gerade Ihr Haus gewählt haben sollte, um in Thränen auszubrechen, verstehe ich eben so wenig. Sie kennen ihn doch nicht von früher her, oder Ihre Eltern vielleicht?“

Hans schüttelte mit dem Kopf. „Nein,“ sagte er, „und mein Vater kann ihn auch nicht kennen; aber derartige verkrüppelte Menschen haben gewöhnlich etwas sehr Reiches und sind leicht gekränkt. Möglich, daß ihn der Bediente vielleicht angefahren hatte; aber das sollt ich nur wissen! Doch ich muß fort — der Kopf brennt mir, und ich bekomme nicht eher Ruhe, bis ich mich mit Dürbed über Alles ausgesprochen und seine Meinung gehört habe. Leben Sie wohl, Herr Notar, und nur die Bitte noch, daß Sie mich augenblicklich benachrichtigen, wenn Sie etwas Näheres hören — darauf kann ich mich verlassen, wie?“

„Das gewiß; inbessnen werde ich aber doch ein etwas wachsam's Auge auf die Effekten des besagten Herrn haben

dabei handelt, mögen nachfolgende Ziffern beweisen. Die Kasse zählt derzeit 70 000 Mitglieder, die Jahresausgabe, pro Kopf im Durchschnitt auf M. 18 gerechnet, macht M. 1 260 000. Diese Summe muß also aufgebracht werden und so lange sie nicht vorhanden ist, sind 10 pCt. aller Kassenbeiträge von vornherein dem Reservefonds zu überweisen.

Nimmt man nun an, daß die Kasse bei ihrem bisherigen Stande in Einnahmen und Ausgaben sich gedeckt hat, was nach dem kolossalen Mitgliederzuwachs sehr günstig gerechnet ist, so verbliebe noch immer ein Defizit in Gestalt von 10 pCt. der Jahresausgabe, oder in Zahlen ausgedrückt, von M. 126 000 pro Jahr. Dieses Defizit soll nun ausgeglichen werden dadurch, daß einmal der ungleiche Unterstützungssatz, welcher bisher für die einzelnen Klassen galt, gleichmäßig gemacht und etwas heruntergesetzt wurde. Während nämlich bis jetzt in der ersten Klasse das 36fache des Beitrages an Krankengeld per Woche bezahlt wurde, zahlte die zweite Klasse das 38fache, die dritte Klasse das 35fache und die vierte Klasse wieder das 36fache. Diese Ungleichheiten sind nunmehr beseitigt und ist für alle Klassen, bei gleicher Unterstützungsdauer, das Verhältnis von 1 zu 35 hergestellt. Zweifellos ist aber auch dieses Verhältnis noch ein zu günstig gerechnetes und würde die Kasse dabei nicht bestehen können. Diesem Uebelstand ist nun dadurch begegnet worden, daß pro Quartal und Mitglied noch ein Extrabeitrag in der Höhe eines Wochenbeitrages erhoben wird. Diesen Beitrag aber pro Quartal und Mitglied auf 35 Pf. gerechnet, was sehr ungünstig gerechnet ist; da nur ca. 2500 Mitglieder der ersten Klasse bloß 25 Pf. bezahlen, die Mitglieder der zweiten, etwa 25 000, aber schon 35 Pf., und der Rest von 40 000 Mitgliedern 40 und 50 Pf., so ergibt dies eine Jahreseinnahme von M. 98 000. Diese Summe, in Verbindung mit einigen anderen Einnahmehöherungen, welche beschloffen wurden, wird genügen, die zur Bildung des Reservefonds notwendigen Ueberschüsse zu ergeben. Den Extrabeitrag jetzt mit den übrigen Beiträgen zusammengerechnet ergibt ein Verhältnis von 1 zu 32½, d. h. es wird in Wirklichkeit nur das 32½fache des Wochenbeitrages in Zukunft als Krankengeld bezahlt.

Daß das Gesetz die Bildung des Reservefonds, der ja an sich eine durchaus nützliche Institution ist, in so kurzer Zeit fordert, ist zweifellos eine Härte, welche der Remedur bedarf. Fünf Prozent zur Bildung der Reserve bestimmt, wäre reichlich genug. Warum sollen denn die Mitglieder von heute unter schweren Opfern ein kolossales Vermögen ansammeln für ihre Nachfolger? Dafür läßt sich schwerlich ein durchschlagender Grund angeben. Wenn den Arbeitgebern in den Unfallversicherungsvereinigungen das Recht eingeräumt ist, durch das Umlageverfahren die Lasten der Versicherung der jeweiligen Mitgliedern der Genossenschaft aufzulegen, so ist kein stichhaltiger Grund dafür vorhanden, daß die Mitglieder der freien Hilfsklassen von heute unbillig hohe Beiträge zahlen müssen, damit ihre Nachfolger nach 10 Jahren im Besitze eines respectablen Reservefonds sind. Ebenso wenig entspricht es den Gränden der Billigkeit, daß heute den Mitgliedern der zentralisirten freien Hilfsklassen eine gesetzliche Mindestleistung nach dem Sage des Durchschnittslohnes am Siege der Kasse gewährt werden muß. Es wäre vollständig genügend, wenn das Gesetz bestimmte, daß Mitglieder einer solchen Klasse mindestens einer Klasse angehören, welche als Unterstützung die für den betreffenden Ort, wo das Mitglied wohnt, zulässige gesetzliche Mindestleistung bezahlt. Dadurch würde die Bewegungsfreiheit der Mitglieder wesentlich gefördert, die Klassen selbst aber in die Lage gebracht, den örtlichen und provinziellen Verhältnissen sich anzupassen.

Es ist doch nicht Zufall, daß das Krankenlößengesetz in seinem § 75 bestimmt, daß freie Hilfsklassen, welche freie ärztliche Behandlung und Arznei nicht gewähren, drei Viertel des ortsüblichen Tageslohns an Krankengeld zu geben haben. Der Gesetzgeber hat sicher angenommen, daß diese ¾ des Minimum dessen sind, was ein Kranker, resp. dessen Familie, zum Unterhalt haben muß. Wie nun aber, wenn die zentralisirten Klassen ihren Sitz nach Orten verlegen, wo der Durchschnittslohn am niedrigsten steht; wo bleiben dann die Mitglieder der Orte, wo der Lohn am höchsten normirt ist? Für diese tausende und aber tausende von Arbeitern, wenn sie sich nicht in Zwangsklassen begeben wollen, erreicht dann das Gesetz seinen Zweck nicht oder

doch nur sehr unvollkommen. Umgekehrt aber, mit welchem Recht zwingt man die Arbeiter an Orten mit niedrigem Lohn sich über ihren Verdienst zu verschündern und fordert so förmlich zur Simulation und Kassenräuberei heraus?

Ist es wahr, daß man den freien Hilfsklassen und speziell den zentralisirten Hilfsklassen das Leben nicht künstlich erschweren will, will man denselben gleiches Licht und gleichen Schatten gewähren, dann muß der nächste Reichstag den Klassen die Ausbringung des Reservefonds erleichtern und die Fesselung der Mindestleistung an den Durchschnittslohn des Sieges der Kasse beseitigen. Wir leben im Zeitalter der Sozialreform; diese Reform durchzuführen wollen, ohne werthbähige Mithilfe der Arbeiter selbst, ist ein Nonsens. Will man aber die Hilfe der Arbeiter, dann muß ihnen und ihren Organisationen „Erbogen - Freiheit“ gewährt werden.

Wer die ersten Mannen während ihres siebenjährigen schweren Werkes in Frankfurt gesehen hat, der wird zugedenken, daß im deutschen Arbeiterstande genügend Intelligenz und guter Wille zu ernstlicher Arbeit vorhanden ist; hier bedarf es keiner Bevormundung, die freie Entfaltung der vorhandenen Kräfte wird segensreiche Folgen bringen.

Mancher ging mit schwerem Herzen nach Frankfurt zur Generalversammlung, mit frohem Muthe kehrte er wieder. Das Vertrauen auf den Opfermuth, auf die Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit bei den deutschen Arbeitern, es wurde von den Delegirten, die dort versammelt waren, nicht getäuscht. Als man sich klar war, daß Opfer gebracht werden müßten, wurden sie gebracht, nicht leichten Herzens, aber in dem Bewußtsein, daß sie nothwendig sind, soll nicht die größte deutsche Arbeiterorganisation schmählich zu Grunde gehen, zum Gaudium der Feinde und zum Schmerz der Freunde derselben. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Opfer kein Erfolg. Die deutschen Arbeiter aber sind zu Opfern bereit, wenn es gilt ihre Ideale zu fördern, das bewies die Generalversammlung in Frankfurt, die wir mit Fug und Recht ein Arbeiterparlament nennen können.

Politische Uebersicht.

Ueber die letzte Sitzung des Bundesraths liegt nachstehende ausführlichere Meldung vor: Der Antrag Hensens, betreffend die Abänderung des Etat der Zollverwaltungskosten für das Großherzogthum Hessen, wurde dem Ausschuss für Zoll- und Steuerwesen und dem Ausschuss für Rechnungswesen der Antrag Steuerrevisions, betreffend die steueramtliche Behandlung des nach amerikanischer Art geernteten Tabaks, dem Ausschuss für Zoll- und Steuerwesen und dem Ausschuss für Handel und Verkehr überwiesen. Gelehrte Stellen bei mehreren Disziplinarkammern gelangten durch Wahl zur Wiederbesetzung. Die infolge Ablaufs der gesetzlichen Wahlperiode erforderliche Neuwahl der Mitglieder der Verwaltung des Reichsinvalidenfondes soll in einer der nächsten Sitzungen vorgenommen werden. Dem Eingaben, betreffend die Einführung der Doppelwährung, beschloß die Versammlung keine Folge zu geben. Genehmigt wurden die Anträge des Ausschusses für Justizwesen, bezüglich der Vollstreckung von Gefängnisstrafen bei Festsetzung der Einzelstrafen von Gerichten verschiedener Bundesstaaten, und der Bericht der Reichsschuldenkommission nebst den vom Reichstage dazu gefassten Beschlüssen. Der Reichszentraler wurde ermächtigt, die infolge der Abänderung des Zolltariffs nothwendig werdenden Änderungen des amtlichen Waarenverzeichnisses fruchtlos zu stellen. Nachdem noch über die Petition eines ehemaligen Eisenbahnschaffners um Pensionserhöhung, über das Rückgehe eines Postpachtmehlers gegen seine unfreiwillige Verlegung in den Ruhestand und über das einem Postschaffner zu gewährenden Ruhegehalt Entscheidung getroffen worden war, wurde die Sitzung mit der Vorlesung von Eingaben verschiedenen Inhalts, über deren geschäftliche Behandlung Beschluß gefaßt wurde, geschlossen.

Schau den Deutschen im Auslande. Wir theilten vor einiger Zeit mit, — so schreibt die „Nordd. Allg. Sta.“ — daß ein deutscher Reichsangehöriger, der Landwirth Erwin Arics, in Barna (Bulgarien) in einem öffentlichen Kaffeehause von Polizeibeamten verhaftet worden sei, und daß die bulgarischen Behörden nicht im Stande gewesen wären, einen triftigen Grund für diese Gewaltmaßregel anzugeben. In Folge der Beschwerde des Arics hatte der Verweser des kaiserlichen Generalkonsulats in Sofia die Sache bei dem dortigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zur Sprache gebracht und verlangt, daß das ungesetzliche und kapitulationswidrige Verfahren der Barnauer Behörde rektifizirt werde. Diesem Verlangen ist nunmehr Folge gegeben worden und wir veröffentlichen nachstehend ein aus darüber aus Barna zurückgegangenes Schreiben: „Die Angelegenheit der deutschen Reichsangehörigen Arics und Tim (letzterer befand sich in ähnlicher Lage wie Arics), deren ungesetzliche Verhaftung durch die hiesige

Polizeibehörde vor einiger Zeit viel Staub aufwirbelte, hat schließlich eine befriedigende Beilegung gefunden. Die bulgarische Regierung hat sich nämlich verpflichtet gesehen, die schuldigen Beamten disziplinarisch zur Verantwortung zu ziehen und an den deutschen Vertreter in Sofia ein offizielles Entschuldigungsschreiben wegen des Vorfalls zu richten. Von einer Ausweisung des Arics und des Tim aus Bulgarien ist nicht weiter die Rede.“ — Das pflichtgemäße Vorgehen des deutschen Konsuls in Sofia wird überall gebilligt werden. Es wäre nur zu wünschen, daß die Vertreter des Reiches sich auch in anderen Ländern mehr Mühe geben möchten, die Angehörigen des Reiches zu schützen. Nach den vielfachen diesbezüglichen Klagen scheint das aber nicht immer der Fall zu sein.

Bezüglich des Militär-Septennats wird dem „Bank-Corresp.“ aus Berlin geschrieben: Die liberale Bewegung theilt, daß schon in der nächsten Session des Reichstages eine Vorlage über die Verlängerung des Militärseptennats erfolgen soll, wird in den hiesigen politischen Kreisen lebhaft besprochen. Allen Anschein nach handelt es sich hierbei lediglich um einen Fühler. An unterrichteten Stellen erhört man auf Erklärungen ausweichende Antworten, so daß man annehmen darf, daß irgendwelche Beschlüsse in dieser Richtung noch keinesfalls vorliegen. Man hat sich ansitzend gefragt, daß man in dieser tief eingreifenden, hochwichtigen Frage es nicht auf die Mäßigkeit ankommen lassen kann, die Entscheidung in die Hand des Centrums gelegt zu sehen, und daß man in Folge dessen klug daran thut, an der Hand dieser Frage, für den Fall einer Ablehnung seitens des Reichstages, die Entscheidung des Volkes anzurufen. Es ist eine unbedingte Thatsache, daß in Bezug auf Mehrfragen das Volk, bis tief in vorgeschrittenen liberalen Schichten hinein, hinter der Regierung steht, und es ist sehr fraglich, ob nicht eine solche Entscheidung des Volkes an der Hand des verlängerten Septennats durchaus zu Gunsten der Regierung ausfallen würde. Darüber scheint man sich innerhalb der Regierung keinen Illusionen hingeben, daß die kirchlich-konserwativen Majorität der Wähler gegen total versallen würde. Man wird in dieser Hinsicht jedoch das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß angefaßt der Verbreitung derartiger Nachrichten durch die Organe der Mittelparteien, wie in solchen Dingen immer, der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Wie gesagt, sind Beschlüsse noch nicht gefaßt, vielleicht auch die endliche Entscheidung noch nicht eingeleitet. — Wie die „Kreuzzeitung“ wissen will, ist die Nachricht, daß das Militärseptennat schon die nächste Reichstags-Session beschließen wird, entschieden verfehlt, da das Septennat erst Ende 1887 zu Ende geht.

Der Kriegsminister hat unterm 18. v. Mts. neue Bestimmungen über die militärärztliche Untersuchung gestossen, welche die Aspiranten für die weiteren Stellen des Fortdienstes vor ihrem Eintritt in die Fortlehre zu unterwerfen sind, sowie über die für die Aspiranten erforderlichen körperlichen Eigenschaften. Zunächst darf der Eintritt in die Fortlehre nicht vor Beginn des 16. Lebensjahres und nicht nach dem 1. Oktober desjenigen Kalenderjahres erfolgen, in welchem das 18. Lebensjahr vollendet wird. Für diejenigen Aspiranten, welche die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste erworben haben, ist der Eintritt bis zum 1. Oktober des Kalenderjahres zulässig, in welchem das 20. Lebensjahr vollendet wird. Die Zeit ist mindestens zweijährig und für die vor Beginn des 17. Lebensjahres Eintretenden grundsätzlich dreijährig. Der Aspirant muß vollkommen gesund, frei von körperlichen Gebrechen und wohnnehmbaren Anlagen zu chronischen Krankheiten sein, auch Aussicht gewähren, daß er nach beendeter Lehrzeit völlig selbstständig und brauchbar für die Infanterie sein werde.

Afrikanisches. Ueber die neuesten Gebietsveränderungen Deutschlands in Afrika wird der „Nat. Jg.“ geschrieben: „Schon wieder erhalten wir Kunde von einer neuen Aufspaltung der deutschen Flagge in Ostafrika, nämlich in Witu, im Gebiete eines kleinen Häuptlings Namens Simba. Dieser „Simba“ (zu Deutsch der Löwe) wurde schon im Jahre 1881 von Richard Brenner besucht und äußerte damals den Wunsch, sich unter deutschen Schutz zu stellen; doch wurde dieses Anerbieten zu der Zeit, die kolonialpolitischen Bestrebungen noch nicht günstig war, dankend abgelehnt. Im Jahre 1877 besuchte ihn der Afrikareisende Dr. Fischer und gewann sich Simbas Freundschaft dadurch, daß er ihm unter anderen Geschenken seinen einzigen, ihm noch abriggebliebenen — Oseintischer — verzeihle. Witu ist eine im Urwalde liegende Stadt, deren Zugänge in Folge der Streitigkeiten Simbas mit den arabischen Soldaten des Sultans von Sansibar abgesehen so versteckt angelegt sind, daß ein mit dem Terrain unbekannter sie nur schwer finden kann. Von den indischen Kaufleuten, die sich in seiner Stadt niederlassen wollen, verlangt Simba für die Erlaubnis, einen Laden dort eröffnen zu dürfen, eine Abgabe von 20—300 Dollars, doch steigt er sich überdies noch von ihren Waaren etwas anzureichen, so daß die Indier meistens gezwungen sind, ihre Geschäfte wieder auszugeben und der Stadt den Rücken zu kehren. Zu Dr. Fischers Zeit war nur ein einziger kleiner Hindufufmann in

Jahren Festung bestraft haben, und das Fürchtbare wäre nicht gesehen! — Weshalb hatte er auch sein Leben ausgesetzt? Warum nicht im männlichen Kampfe Klinge gegen Klinge? Und galt überhaupt ein solcher Kampf vor menschlichen oder göttlichen Gesetzen? Wenn er, wenn jemand Anders die Polizei davon benachrichtigte? — Wie ihm das in den wenigen Minuten durch den Kopf wirbelte! Aber der letzte Gedanke gab ihm sich selber wieder: der Mann erwachte.

Finster und mit zusammengezogenen Brauen kreuzte er die Arme auf der Brust, und leise flüsterte er: „Ich muß wirklich wahnsinnig geworden sein, oder würde sonst nicht auf solche feige Gedanken fallen. Es ist geschehen! Was bist du Gräßel und Bräuten darüber; kann ich's ändern? Kann es ein Mensch auf der weiten Gotteswelt? Jetzt nicht mehr! Und was nun? — Arme, arme Konstanze! Oh, Du mein Gott, daß Alles so — so furchtbar enden soll!“

Er blieb lange in tiefen Gedanken stehen, bis er nahende Schritte auf dem Rieswege hörte; es waren Spaziergänger, die dort des Weges kamen, ihm fremde Menschen, aber sie brachten ihn zu sich selber. Es war drei Uhr Nachmittags geworden und ihm die Stunden so rasch, so entsetzlich rasch verflogen; er hatte keine mehr zu vergeben, denn es blieben nur noch neun davon sein eigen.

Mit raschen Schritten eilte er in die Stadt zurück, betrat sein Zimmer und schloß sich dort ein, um Alles, was er noch in diesem Leben zu erleben hätte, ohne weiteres Säumen zu regeln. Es klopfte indessen mehrmals an seine Thür, aber er antwortete nicht; er durfte sich nicht mehr ähren lassen, denn Alles, was da draußen sich im Sonnenlicht bewegte, hatte Zeit, — er nicht mehr.

Gegen sechs Uhr faltete er den letzten Brief zusammen und ging nun daran, über sein Eigentum zu verfügen. Es war dunkel geworden, bis er dies beendet, und wieder stand er in peinlichen Sinnen versunken. — Konstanze! Der Gedanke allein bewegte noch sein Herz. Sollte er sie noch einmal sehen, um von ihr zu scheiden — auf ewig? Und

war er dann im Stande, ihr den qualvollen Zustand seiner Seele zu verheimlichen?

Da durchquerte ihn ein Gedanke: heute war ja der Abend, an dem sie zum letzten Mal die Bühne betreten sollte zum Benefiz der armen Choristen, und er hatte es vergessen. Wie mochte sie ihn an dem Nachmittag erwartet und sich am Ende gar beunruhigt haben. — Beunruhigt? Arme Konstanze! — Aber jetzt war ihm auch dieser Zweifel genommen. Besuchen konnte er sie nicht mehr, sie war jetzt schon lange im Theater, stand vielleicht schon auf der Bühne und ahnte, Gott sei Dank, nicht, welches traurige Ende ihrer Liebe drohte.

Wieder setzte er sich hin, um noch die letzten Worte an die Geliebte zu richten. Und hatte er alles Andere mit kaltem, ruhigem Blute beendet, jetzt flossen seine heißen Tränen und mehrmals mußte er den Brief unterbrechen, weil quellende Thränen ihm das Auge verbunkelten. Endlich war auch das vollbracht, das Schwerste von Allem, und jetzt schien er mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Es war neun Uhr; er ließ die Lampe auf dem Tisch brennen, zog seine Uniform aus und legte sich, sonst angeleitet, auf sein Bett.

Im Stadtheater wurde bei drückend vollem und ausverkauftem Hause der Troubadour gegeben. Es war das letzte Mal, daß Konstanze Blendheim überhaupt auftrat, und der Liebling des „Publikums“ sollte sich wenigstens abzugeben, daß man sie nicht still und geräuschlos wollte scheiden sehen. Das Publikum überschätzte sie mehr noch als am letzten Abend mit Beifallsbezeugungen, und Blumen und Gedächtnisse flatterten aus den Logen nieder. Junge Enthusiasten der Stadt hatten sogar einen Fackelzug vorbereitet, und es war beschloffen, daß man, sobald das Theater beendet war, mit den brennenden Fackeln ein Spalier die Straße entlang bis zu ihrem Hause bilden wollte, wo sie dann, in ihrer Wohnung angelangt, mit einem Ständchen begrüßt werden sollte.

Es war die letzte Scene, in der Konstanze auftrat. Auf der ersten und zweiten Gallerie, selbst in den vorderen Parquetlogen saßen die Verehrer der jungen Sängerin schon wieder wufsbereit mit ihren Bouquets und Kränzen, an

denen sich auch hier und da nicht unbedeutende Geschenke an Schmuckstücken befanden.

Die Meldung ging indes nach der Straße, in der ihre Wohnung lag, die letzte Scene komme, und die Fackelträger möchten sich bereit halten, denn man wußte, daß die Sängerin gewöhnlich stets gleich nach dem Schluß, noch im Kostüm, in ihren Wagen sprang, um nur so rasch als möglich nach Hause zu kommen.

Konstanze stand mit klopfendem Herzen hinter der Roulisse, um ihr Stichwort abzuwarten. Sie konnte schon sich gegenüber im Proscenium die Vorbereitungen zu ihrem Empfang bemerken, und doch erfüllte ihr heut Abend ein wehliches Gefühl die Brust, denn sie nicht Worte und Ausdruck zu geben vermochte. War es, daß sie jetzt für immer von der Bühne scheidet? Das Aufgeben einer Künstlerlaufbahn? Sie mochte so sein, denn Konstanze Blendheim war wirklich mit Leib und Seele Künstlerin, nicht eine jener theatralischen Größen, die in unserer Zeit leider die Mehrzahl bilden, und deren einziges Streben darin liegt, höhere Wagen, mehr Applaus, längeren Urlaub und glückere Blumensträuße als ihre Kolleginnen zu bekommen. Solch trauriger Sorgen lag ihr fern; aber so hatte sie es trotzdem noch nie empfunden und unwillkürlich dachte sie dabei auch an ihren Verdienstag, der sie gerade heute Nachmittags auf das Auffälligste vernachlässigt hatte.

Weber war er vor der Vorstellung, wie er es doch sonst fast stets that, bei ihr gewesen, noch hatte sie ihn an dem Blase, den er gewöhnlich einnahm, gesehen, und er ihr doch sehr versprochen, daß er diese, die letzte Vorstellung nicht versäumen wolte. War etwas vorgefallen? Aber was? — „O n o t e eben vorgefallen sein?“

Sie lehnte, tief in Gedanken versunken, an der einen Roulisse und hörte nur wie in einem Halbtraume das, was draußen auf der Bühne vorging — da flüsterten dicht neben ihr, nur durch die dünne Leinwand der einen zurückgeschobenen Roulisse geschieden, zwei der Theaterarbeiter mit einander.

„Du, hast Du's schon gehört?“ sagte der Eine — „Der Hauptmann von Dürred hat sich eben erschossen!“

Die Haupteinnahmequelle dieses kleinen Häufchens ist der Verkauf resp. die Auslieferung der ihren arabischen Herren an den Küstenplätzen entlaufenen Sklaven, wofür er ein Höchstmaß von 5-30 Dollars zu erheben pflegt. Das Hauptprodukt der dortigen Gegend ist Reis, der in Folge des feuchten morastigen Bodens gut gedeiht, außerdem kommen noch Reis und Regerbisse vor. Handel von Bedeutung existiert nicht. Vieh ist auch nur wenig vorhanden. Rindvieh kann dort nicht leben, es geht nach kurzem Aufenthalt zu Grunde. Das Klima ist natürlich in Folge des sumptigen Taxains und der feuchten Luft für Europäer gefährlich.

Oesterreich-Ungarn.

Die Wahlen zum österreichischen Abgeordnetenhaus sind nunmehr beendet. Die vereinigte Linke zählt 131 Mitglieder, die Rechte 193, die Mittelpartei 22. Ferner zählt man 4 Antifeministen, 3 Demokraten und 1 Vertreter der Wirtschaftspartei. Demokraten und Antifeministen zur Opposition gerechnet, verfügt dieselbe über 138 Stimmen. Der Verlust der Linken beträgt insgesammt 16 Mandate, wovon der größte Theil auf die Handelskammern und den Großgrundbesitz entfällt.

Rußland.

Aus dem Jarenlande ist wieder einmal ein Zeichen der vorwärtigen Korruption zu sehen. Das jetzige Stadthaupt von Petersburg, Glatunow, und mehrere der „angesehensten“ Bürger der Residenz sind auf Beschluß des Untersuchungsrichters in Anklagezustand versetzt, und zwar wird ihnen eine Reihe von Mißthaten zur Last gelegt, die in der dortigen Kreditgesellschaft begangen worden sind. Es handelt sich angeblich um einige „kleine“ Veruntreuungen, welche den „angesehensten“ Bürgern zur Last gelegt werden. Schlimm wird die Beschichte wohl nicht werden, da es auf derartige Kleinigkeiten in Rußland nicht ankommt.

Italien.

Das Vorgehen des französischen Generals Baulanger in Tunis hat zu einer Interpellation in der italienischen Deputiertenkammer geführt. Die Antwort des Ministers, daß er in Paris befriedigende Erklärungen erzielt habe, befriedigte die Interpellanten nicht. Anträge wurden jedoch nicht gestellt. — Die internationale Sanitätskonferenz ist auseinander gegangen, ohne irgend welches greifbare Resultat erzielt zu haben. In der heutigen zweiten Plenarsitzung wurden auf den Antrag des deutschen Vizepräsidenten, Herrn v. Reudell, die Beschlüsse der technischen Abtheilung einfach ad referendum genommen. Die Konferenz selbst wurde bis zum Oktober vertagt; Niemand aber glaubt, daß dieselbe wieder zusammenzutreten werde. Morgen erfolgt die Unterzeichnung des Schlußprotokolls.

Großbritannien.

Im Oberhause zeigte Lord Granville am Freitag an, daß die Königin das Entlassungsgesuch Gladstone's und seiner Kollegen angenommen und Lord Salisbury mit dem Auftrage, das neue Kabinett zu bilden, zu ihr berufen habe; Lord Salisbury sei auf dem Wege nach Balmoral. — Im Unterhause machte Gladstone dieselbe Anklage. — Das Oberhaus nahm in dritter Lesung die Wahlbezirksbill an; die darin vorgenommenen Änderungen bedürfen der Genehmigung des Unterhauses, welches die Erwägung derselben auf Montag anberaumte. Beide Häuser haben sich bis Montag vertagt.

Lokales.

Ein Drittel der gegenwärtigen Stadtverordnetenversammlung scheidet bekanntlich am Schlusse d. J. aus und muß durch Neuwahlen ersetzt werden. Die zum ersten und zum zweiten Male Ausscheidenden werden für jede Abtheilung durch das Loos bestimmt. Der Magistrat hat nun beschloffen, der Stadtverordnetenversammlung die Theilnahme zu machen, daß er sowohl die jetzigen, als auch die in zwei Jahren stattfindenden Auslosungen selbst bewirken werde, und damit eine Theilnahme der Gesamtbürgerchaft an den alle zwei Jahre stattfindenden Wahlen ermöglicht werde, sollen hierbei folgende Grundzüge zur Geltung kommen: Nach der im Jahre 1883 geänderten Abgrenzung der Kommunalwahlbezirke sind die erste und zweite Abtheilung in je 14 Wahlbezirke eingetheilt, welche je drei Stadtverordnete zu wählen haben. Die Auslosung in diesen beiden Abtheilungen soll nun in dieser Weise abgehandelt werden, daß auf jedem Wahlbezirk ein Stadtverordneter jetzt und einer nach zwei Jahren ausgelooft wird. In der dritten Abtheilung mit 42 Wahlbezirken und je einem Stadtverordneten sollen 14 Stadtverordnete ausgelooft werden, jedoch sollen aus den 42 Wahlbezirken 14 Gruppen von je drei aneinander grenzenden Wahlbezirken gebildet werden und dann aus jeder Gruppe ein Stadtverordneter ausgelooft werden. Auf diese Weise ist die Möglichkeit gegeben, daß auch für die dritte Abtheilung die Ergänzungswahlen auf die ganze Stadt ausgedehnt werden.

Wegen die für das nächste Jahr projektierte Mastvieh-Ausstellung in Berlin spricht sich die „Allg. Fleischer-Ztg.“

in der folgenden Weise aus: „Da soll nun im nächsten Jahre wieder in Berlin eine Mastvieh-Ausstellung stattfinden. War der Verlauf der diesjährigen ein so glänzender, daß der Gedanke, sofort nach einem Jahre die Ausstellung zu erneuern, sich rechtseitig geltend macht? Es war nichts Besonderes. Es ist notorisch, hunderte von Berliner Schlächtern haben es gar nicht einmal der Mühe werth gehalten, sich die Sache anzusehen. Dennoch haben die Führer der „Klub der Landwirthe“ für 1886 den Plan einer Ausstellung in so sichere Aussicht genommen, daß sie als so gut wie beschlossen betrachtet werden kann. Die Führer haben sich, wie es heißt, besonders mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, denn sie haben davon kolossale Kosten: aber was sollen sie machen? sie müssen dem sanften Zwange nachgeben, denn fehlen sie bei einer Ausstellung, dann heißt es, die Hucht bei ihnen sei im Abnehmen oder ganz ausgestorben. Die Fleischer haben stets durch eine Ausstellung schweren Schaden; denn sie müssen die theuren Thiere kaufen; es ist nun einmal Mode; ein Kollege macht Reklame mit dem Fleisch der Ausstellungsthiere, da kann und will doch der Andere nicht zurückbleiben. Insofern von diesen seltenen Thieren wandert stets ein großer Theil Tag zum Tag zum Metzger und Seifenkeder und die Reklame muß theuer bezahlt werden. Die Fleischer hätten einen ganz erklecklichen Gewinn davon, wenn es einmal in einem Jahre keine Ausstellungsthier gäbe. Das Publikum brauchte darum noch kein schlechtes Fleisch zu essen. Was aber hat der Klub der Landwirthe davon? Voriges Jahr betrug das Defizit 12 000 Mark; diesmal wird es noch größer sein. Wir plaidiren deshalb, wenn wir auch keine große Hoffnung haben, mit unserer Ansicht diesmal durchzudringen, für eine ein- oder noch lieber für eine zweijährige Pause. Die Wiederholung im nächsten Jahre wäre Keinem zu Rufe und Vielem zu Leide.“

Die Strompolizei auf der Oberspree bis zum Einfluß der Dahme bei Köpenick befindet sich in den Händen des hiesigen Polizei-Präsidenten und wird von Beamten des Polizei-Schiffahrts-Bureau, an dessen Spitze Herr Polizei-Hauptmann Schilling steht, ausgeübt. Dieser hat denn auch die Brücke an der Unglücksstätte bei Tobberts Waldschlößchen nach ihrer letzten Reparatur polizeilich abgenommen. Bei der königlichen Regierung in Potsdam ist jetzt eine Verordnung in Vorbereitung, durch welche die Wasserbau-Inspektoren, Strommeister und sonstige Strompolizeibeamten angewiesen werden, sämtliche Landungsbrücken an den Wasserläufen, die mit Personen-Dampfschiffen besahren werden, einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, deren Tragfähigkeit dem Verkehr angemessen zu prüfen und darüber Bericht zu erstatten. Wir möchten hierbei besonders auf die primitiven, über alle Vergriffe leichten Landungsbrücken bei Wannsee, Schildhorn und Bickelswerder in der Havel hinweisen.

g. Man sollte es gar nicht für möglich halten, daß trotz der vielfachen Zeitungsnachrichten über die erfolgte Aufhebung des Brückenbolls in der Kochstraße immer noch Personen in Berlin existiren, welche von dieser Aufhebung keine Kenntniß haben und sich durch die nach wie vor an den Eingängen zu diesem Straßendurchgange befindlichen alten Taristafeln irritiren lassen. So standen gestern Nachmittag eine Dame mit einem Herrn im Verkehr, von der Neuen Friedrichstraße aus die Kochstraße zu passieren, als sie, die Taristafeln sehend, wieder umkehren wollten. Ein Herr bemerkte dies und machte das Paar auf ihre irrige Annahme aufmerksam. Wir aber fragen: wie lange werden diese Taristafeln noch an ihren alten Plätzen hängen? Wenn nicht eher, so dürfte die Eisernung bei dem — Abbruch der betreffenden Häuser erfolgen.

Im Baradenazareth zu Moabit wird augenblicklich ein Patient an der Bronchitis (morbus Addisonii) behandelt. Ueber diese hier in Berlin seit langer Zeit nicht beobachtete, merkwürdige Krankheit wird dem „B.R.“ von ärztlicher Seite geschrieben: „Die Addison'sche oder Bronchitis wurde im Jahre 1855 von Addison, einem englischen Arzte, zuerst beobachtet und beschrieben, nach welchem Autor die Krankheit auch ihren Namen erhielt; häufig wird sie auch, nach dem am meisten in die Augen fallenden Symptom der eigenthümlichen tiefbraunen Hautverfärbung, als Bronchitis bezeichnet. Die Ursachen dieses merkwürdigen Leidens sind oft unbekannt, doch scheint der Umstand, daß man die Krankheit vorwiegend unter der arbeitenden Bevölkerung beobachtet, darauf hinzudeuten, daß Noth, Mangel und Sied nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung derselben sind. Das erste Symptom, welches die Patienten veranlaßt, den Arzt aufzusuchen, ist eine hochgradige Schwäche und Mattigkeit, gleichzeitig klagen die Patienten über vage Schmerzen, namentlich in Reus, Rücken und den Gelenken, Schmerzen, welche die Patienten für rheumatische zu halten pflegen. Auch Verdauungsbeschwerden sind in diesem Stadium, das man als das stadium prodromorum (Vorläuferstadium der eigentlichen Krankheit) bezeichnen kann, sehr häufig, fast die Regel. In dem nun folgenden zweiten Stadium entwickelt sich neben einigen Veränderungen am Circulationsapparat (kleinem Pulse und schwacher Herzaktion) das auffallendste Symptom, die Verfärbung der Haut, von welcher die Krankheit ihren Namen führt. Der Grad dieser Verfärbung ist ein

verschiedener, und man beobachtet alle Nuancirungen, vom leichtesten Rauchgrau bis zum tiefsten Dunkelbraun. Allmählig verschlimmert sich der Zustand der Patienten, die Zeichen einer schweren Anämie treten bei ihnen auf, und während die Hautverfärbung eine noch tiefere wird, entwickeln sich bedrohliche Erscheinungen von Seiten des Nervensystems, Schwindel, Ohnmachten und epileptiforme Anfälle, welche den Tod herbeiführen können. In sehr vielen Fällen aber tritt zu der Addison'schen Krankheit Lungenschwindsucht, die dann ihrerseits in Verbindung mit den andern bedrohlichen Erscheinungen den letalen Ausgang vermitteln kann. Als Sitz dieser merkwürdigen, zum Glück aber ziemlich seltenen Affektion sah man die Nierenleiden an; neuere Untersuchungen haben indessen ergeben, daß die Ursache der Erkrankung wohl im sympathischen Nervensystem zu suchen ist. Leider sieht die Therapie dieser Krankheit ziemlich machtlos gegenüber; absolute Ruhe, Aufgabe der Berufstätigkeit, kräftige Ernährung, Verabreichung von Chinin und Eisen sind die einzigen Maßnahmen, die einen Erfolg versprechen.“

Von einem halbgebratenen Reisenden dritter Klasse erhält die „Allg. Ztg.“ folgende Zuschrift: An einem der längstverlorenen glühend heißen Tage mußte ich zu einer Fahrt von Berlin nach Köln den Tagesdampfwagen benutzen und war, da der Zug sehr besetzt war, gezwungen, einen sonigen Schlafplatz einzunehmen. In derartigen Fällen ist auf vielen mir bekannten Bahnen, selbst bei Vorkäufen mit kurzer Fahrzeit, dafür gesorgt, daß der Reisende sich gegen die sengenden Strahlen der Sonne durch die angebrachten Fenstervorhänge schützen kann, und es ist meines Wissens das besondere Verdienst unseres vortrefflichen Eisenbahnministers Raybach, die Wohlthaten solcher Vorhänge auch dem Reisenden der dritten Klasse, der früher schonungslos gebraten wurde, zugewandt zu haben. Ist man nun mit der Einführung der Vorhänge noch nicht überall zu Ende gekommen oder gedenkt man der Ueberfüllung der Schnellzüge durch eine gewisse Zurückhaltung in der Gewährung allzu großer „Romforts“ zu steuern — genug, mein Fenster entbehrte dieses „Flammenschutzmittels“ und gab namentlich mein Obergebein der wahrhaft sengenden Gluth einer mit voller Kraft arbeitenden Juni- und Nachmittagssonne schmerzlos preis. Und das war zu meinem Erstaunen bei sämmtlichen Fenstern sämmtlicher Wagen dritter Klasse besagten Schnellzuges der Fall. Es scheint mir nun aber, daß die von dem Herrn Eisenbahnminister angeordnete Einrichtung vor allem an den Schnellzugwagen durchgeführt werden sollte, in denen der arme Reisende nicht selten den ganzen Tag eingesperrt bleibt, ohne, wie Struwwelpeter's Mohr, wenn ihm die Sonne auf's Gehirn scheint, seinen Sonnenschirm nehmen zu können, einerseits, weil das eine unzulässige Belästigung der übrigen Mitreisenden sein würde, andererseits aber, weil er im Eisenbahnwagen nicht immer einen Sonnenschirm bei sich führt — in weich letzterem Falle ich mich befand. Die Eisenbahnverwaltung wird sich, wie ich aus eigener, glühend heißer Erfahrung glaube versichern zu können, den Dank der reisenden Menschheit dritter Klasse verdienen, wenn sie für möglichst schnelle Anbringung der fehlenden, wohl nicht übermäßig kostspieligen Vorhänge sorgt; wir Reisende „dritter Güte“ sind ein anspruchloses Völkchen und begnügen uns gern mit einem Leinwandläppchen von der erforderlichen Größe. Noch steht die größere Hälfte der Juni-sonne bevor, noch folgt die ganze Juli-sonne, 31 Augusttage können manchmal Reisenden noch sehr heiß werden und selbst der September sendet recht oft sengende Strahlen nieder — also es lohnt wohl noch. Hätten und an jenem Bluthage nicht aufziehende mildernde Gewitterwolken die Fensterleinwand ersetzt, wir wären halbgebraten in Köln angekommen. Es ist mir übrigens — die königliche Eisenbahndirektion erwägt auch diesen Nachfall vielleicht in ihrem lieben Gemüthe — keineswegs ganz zweifellos, ob sich nicht eine Hafspflanz der Eisenbahnverwaltung gegenüber ihren Transportopfern unter Umständen auch ableiten ließe aus verbrannten Gehirnen oder knusperig gebratenen Oberstücken dritter Klasse.

R. Seitens des Magistrats werden augenblicklich Mittel, in Form von Regen von Gift angewandt, um die in der Kochstraße und Umgebung sich aufhaltenden Ratten zu verdrängen. Nach Abbruch des Gebäudes Koch- und Münzstrassen-Ecke, wofelbst sich die Bruchstücke bildete, hatte sich dasselbe so vermehrt, daß dieses widerlichste aller Ungeziefer zur wahren Plage herangewachsen war.

R. Seifstegestört. In der Elisabethstraße erregte gestern Morgen 8 1/2 Uhr ein Mann besonderes Aufsehen, als derselbe mittelst eines Stemmeisens und eines Steines mehrere Trottoirplatten in die Höhe zu heben versuchte. Als ein Schumann diese Manipulationen bemerkte, stellte er den Exzedenten zur Rede. Aus der Antwort desselben ging allerdings sofort hervor, daß man es hier mit einem Seifstegestörten, der von einer fogen Idee besessen, zu thun habe. Der Bedauerndweirthe gab nämlich vor, seine Frau zu suchen, welche unter einer dieser Platten liegen müsse. Nur mit vieler Mühe gelang es dem Schumann, den Irren zu bewegen, ihm nach dem in der Schillingstraße belegenen Polizeibureau zu folgen.

Stimmen, und das Russiforps, welches bestimmt war, ihr abwechselnd mit einem Männerquartett das Ständchen zu bringen, fiel mit einem rauschenden Tusch ein, so daß die Bewohner der benachbarten Straße eilig herbeigeeilt kamen, um zu sehen, was es da gäbe. Die Fackeltäger schwangen dabei ihre Fackeln, und der Jubel wollte kein Ende nehmen.

„Um des Heilands willen, was ist das?“ rief Konstanze, als der Wagen vor ihrer Thür hielt und die Sänger jetzt mit ihren klangvollen Stimmen das Mendelssohn'sche Lied begannen: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ — „was soll das bedeuten? Was' ich denn — träume ich?“ „Es sind Bewohner von Rhodenburg“, sagte der Arzt verlegen, „die Ihnen noch zu Ihrem Abschied von der Bühne eine Freude machen wollen.“

„Eine Freude — oh Du mein großer Gott! Aber, Doktor, um Gottes willen, was ich im Theater gehört, ist es...“

„Kommen Sie nur mit hinauf in Ihre Wohnung, bestes Fräulein — wir sind vor Ihrem Hause — dort oben...“

„Vor meinem Hause?“ rief Konstanze rasch und geisterbleich — der Strahl der Fackeln hatte sie geblendet, daß sie die eigene Straße nicht kannte, — vor meiner Thür? Aber wo ist denn, wo um Gottes willen ist Dürrebeck, der mit jeden Abend an dieser Stelle gute Nacht sagt?“

„Kommen Sie nur hinauf, drängte der Arzt; es sind hier heute zu viele Menschen, und sehen Sie, wie sie jetzt herzubringen. Wir müssen wirklich machen, daß wir hinein kommen, oder sie sperren uns ganz ab.“

Darin hatte er Recht, denn Jeder der jungen Leute, die keine Ahnung von dem traurigen Geschick der Sängerin hatten, wollte sie gern noch einmal sehen und drängte heran, und kaum gelang es ihr und ihren Begleitern, hindurch und in das Haus zu kommen.

Der Gesang tönte noch fort, aber indessen lief schon von Mund zu Mund das Gerücht von des Hauptmanns Selbstmord, das sich fabelhaft schnell verbreitete.

(Fortsetzung folgt.)

„Was?“ sagte der Andere, „der Blüthigam von der Blendheim?“

„Ja wohl; eben kam ein Polizeidiener und meldete es dem Direktor.“

Der Opern-Regisseur stand vorn in der ersten Roullisse; der Moment war gekommen, wo Konstanze hinaus mußte — aber sie kam nicht. Er eilte an der Seite hin und entdeckte sie glücklich in der dritten Roullisse.

„Fräulein Blendheim, Ihr Stichwort ist schon gegeben!“

Das junge Mädchen rudte empor, sie war ihrer Bewegung nicht Herr, aber sie begriff, daß sie hinaus auf die Bühne mußte. Der Geist ihrer Rolle verlangte eine rasche Bewegung, das mußte sie noch, und mechanisch folgte sie dem. Mit raschen Schritten eilte sie hinaus — donnernder Applaus empfing sie; von allen Seiten flogen Kränze und Bouquets, das Publikum jubelte und schrie — was kümmerte es sich um die Szene, es dachte in diesem Augenblick an nichts als die scheidende Sängerin.

Konstanze blieb stehen. Die Lampen vorn umgaben sie wie mit einem Feuerkreise, das Publikum selber fing an sich mit ihr zu drehen, um sie her schwirren Blumenbouquets wie farbige, feuerstrahlende Meteore, vor ihren Ohren kausste und brauste es wie das Heulen der Winde, braut durch den blätterleeren Wald — sie warf die Hände empor, als ob sie sich an irgend etwas, daß sie umgab, festhalten wollte, drehte sich halb im Kreise und schlug dann bewußtlos auf ihre Kränze und Blumen nieder.

Das Publikum glaubte natürlich im ersten Augenblick, daß die freudige Aufregung dieser Ovation sie für den Moment überkommen habe, und die Rufe wurden nur noch lauter und enthusiastischer — es war ja ein zu deutliches Zeichen ihrer Dankbarkeit und Rührung! Mitten aber im tollsten Sturm fiel der Vorhang plötzlich, und als der See noch immer tobte und sein Opfer noch einmal haben wollte, trat der Regisseur heraus und bat das Publikum, Rücksicht zu haben und das Haus still zu verlassen, da Fräulein Blendheim eben eine sehr betrübende Nachricht erhalten hätte und vor Schreck das Bewußtsein verloren habe.

Lebensstille herrschte in dem weiten, menschengesüllten

Raum, nur leise flüsternd wurde hier und da die Frage laut: „Was ist vorgefallen, was ist geschehen?“ — Daß aber etwas geschehen sein müsse, war klar, und die zunächst der Thür Befindlichen gingen an, die Räume zu leeren.

Inzwischen war der Theater-Arzt mit Fräulein Blendheim beschäftigt. Er hatte vom Direktor die fürchtbare, das unglückliche Mädchen betreffende Nachricht gehört; eine der Choristinnen, die unsern davon gefanden, als der eine Theaterdiener die Kunde brachte, bestätigte, daß es die Arme an der Stelle, wo sie sich gerade befand, gehört haben müsse, und der Arzt erklärte nun, da er den Wagen vor der Thür wußte, daß die noch immer Bewußtlose augenblicklich in ihre Wohnung geschafft werden müsse. Er selber wollte sie natürlich dahin begleiten, wie er denn zur Unterstützung und Hilfeleistung auch die Garderobiere mitnahm. Ihr gegenüber lag außerdem die Apotheke, und sie fand laheim natürlich bessere Bequemlichkeit und Pflege, als hier in der oben Garderobe, in der nicht einmal ein erträgliches Sopha stand.

Der Befehl war auch, kaum gegeben, schon ausgeführt. Die Kranke wurde von einigen Choristinnen aufgeschauert und in den Wagen getragen, die Tochter des Theater-Inspektors erbot sich ebenfalls, mitzufahren, und noch hatte kaum die Hälfte des Publikums das Haus verlassen, als auch die Droschke schon in die Straße einbohr, in welcher sich der Fackelzug aufgestellt hatte und die Sängerin erwartete.

Durch die rasche Bewegung des Wagens und die frische Luft vielleicht, welche zu den geöffneten Fenstern einzog, war Konstanze wieder zu sich gekommen. Sie sah wohl im ersten Moment erstaunt, erschreckt empor; aber nur zu rasch kam ihr die Erinnerung des Entsetzlichen, und schauernd barg sie ihr Antlitz in den Händen, denn diese Flucht aus dem Theater schien ja nur die grauenvolle Wahrheit zu bekräftigen.

Der Fackelchein rings umher — was bebrutete das nur? Jetzt bog der Wagen in die Gasse ein.

„Die scheidende Künstlerin, unser verehrtes Fräulein Konstanze Blendheim, sie lebe hoch, und nochmals hoch, und nochmals hoch!“

Und „hoch, hoch, hoch!“ brauste es von tausenden von

Ungeübte Säheraugen-Operationen haben kürzlich in einer Woche drei Todesfälle herbeigeführt. Die Thatsache ist, wie dem „N. Z.“ aus medizinischen Kreisen geschrieben wird, wohl geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen heiklen Punkt zu lenken und zur Vorsicht zu mahnen. Leider besteht keine Bestimmung, daß diejenigen Personen, welche das Säheraugen-Ausschneiden den gewerbmäßig betreibenden, auf ihre Geschicklichkeit und die dazu erforderlichen technischen Kenntnisse geprüft werden sollen. Es ist vielmehr — von geprüften Heilweibern abgesehen — lediglich Vertrauenssache des Einzelnen, wenn er sich von einem Badedieners, Barbier u. d. Säheraugen ausschneiden läßt. Nun kommt es aber recht häufig vor, daß bei dieser Manipulation Verletzungen zugefügt werden, die anschließend unbedeutender Natur sind, aber durch hinzutretende Entzündung und Blutergussung den Tod des Verletzten zur Folge haben können. Um dem vorzubeugen, ist eine sorgfältige Reinigung und Desinfektion der zu operierenden Hautstelle bei Säheraugen um so notwendiger, als gerade die hier in Betracht kommende Hautpartie durch Schmutz, Schweiß und zerfallende Hautschuppen an und für sich schon verunreinigt ist. In dieser Beziehung ist es sehr beachtenswert, daß das Wiener Stadtphysikat, eine Art städtischen Gesundheitsamtes, vor Kurzem an den Magistrat von Wien den Antrag gerichtet hat, folgende Anordnungen zu treffen: Die Säheraugen-Ausschneider haben ihre Instrumente st. is rein zu halten und insbesondere vor jeder Benutzung sorgfältig zu

reinigen: die betreffende Hautstelle vor der Operation mit warmem Wasser gründlich abzuwaschen und mit einer 5prozentigen Karbolsäure-Lösung zu desinfizieren; eine etwa zugefügte Schnittwunde sofort mit antiseptischer Watte zu bedecken und ihre Ränder nach jeder Berührung dringend zu erwärmen, sofort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch bei uns diese Anordnungen eingeführt würden; vor der Hand aber wäre es wohl zweckmäßig, das Publikum damit bekannt zu machen und durch öffentliche Belehrung auf die oft unheilvollen Folgen ungeschicklicher Säheraugen-Operationen hinzuweisen. Geschieht hiermit gern.

Eine legendäre Entscheidung, welche bei allgemeiner Anwendung dem Treiben gewissenloser Denunzianten einen Riegel vorschleiden wird, ist von dem Herrn Oberstaatsanwalt für den Kammergerichtsbezirk am 6. Juni getroffen worden. Der Mit-erguidbestiger R. aus F. wurde auf die Strafanzeige des Gläubiger-Ausschusses in dem R. . . schon Konkurs wegen angeblicher Erpressung und Anklage zum betrügerischen Bankrot in eine jahrelange Untersuchung verwickelt. Dieselbe erwies seine völlige Schuldlosigkeit und es wurde R. auf Antrag des Prenzlauer Staatsanwalts von dem dortigen Landgericht außer Verfolgung gesetzt. Da R. annahm, die Denunziation sei von einigen ihm persönlich verfeindeten Mitgliedern der Konkursverwaltung wissentlich falsch erstattet, so beantragte sein Verteidiger, dem früheren Angeklagten die Abschrift der

Denunziation aus den Akten der Staatsanwaltschaft zu ertheilen. Dieser Antrag wurde vom ersten Staatsanwalt in Prenzlau wiederholt abgelehnt, so daß der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Flatau, zur Beschwerde an den Oberstaatsanwalt in Berlin gezwungen wurde. Hierauf hat der Oberstaatsanwalt unterm 6. Juni die Anweisung ertheilt, daß dem außer Verfolgung gesetzten Angeklagten aus den Akten der Staatsanwaltschaft eine Abschrift der Denunziation erteilt werde.

2. Die Zurückweisung bzw. Verwerfung der Revision, welche die Beurtheilten im Charitèprozeß gegen das Urtheil des Königl. Landgerichts I zu Berlin eingelegt haben, verhindert eine größere Anzahl Personen, welche sich nachträglich noch als Entlastungszeugen gemeldet haben, im Klagen über die ihnen in der Charitè widerfahrere Behandlung an öffentlicher Gerichtsstelle zu erheben. Billeicht bietet sich hier zu ein anderes Mal Gelegenheit. Aus welchen rechtlichen Gründen die Revision vom Reichsgericht verworfen worden, ist hier noch nicht bekannt; wir werden sie feinerzeit mittheilen. Nachdem nunmehr der oiel Aufsehen erregte Prozeß seinen endgiltigen Abschluß gefunden hat, kann das Publikum wenigstens insofern mit den Erfolgen desselben zufrieden sein, daß ihm durch das Eingreifen der Presse jetzt in der Charitè eine menschenwürdiger Behandlung zu Theil wird und gewisse Persönlichkeiten dem direkten Verkehr mit dem Publikum entzückt worden sind.

Theater.

Deutsches Theater.

Heute: Maria Magdalena.
Morgen: Der Bockstossel.

Belle Alliance-Theater.

Heute: Der Raub der Sabinerinnen.
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.

Heute: Der Großmogul.
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

Balthasar-Operetten-Theater:

Heute: Maskotte.
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

Offend-Theater:

Heute: Des Baldobauern Einziger.
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

Wälder-Theater.

Heute: Papageno.
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

Konigsstädtisches Theater:

Heute: Fra Dianolo.
Morgen: Martha.

Central-Theater:

Alte Salohstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.
Heute: Hamburg an der Älster.
Morgen: Dieselbe Vorstellung.

Die Töchter Piccolomini's

täglich zu sehen im komfortablen Binkell-Sasenhof Nr. 7. Um zahlreichen Besuch ladet ein und bittet die Wittwe.

Uhren-Fabrik

G. Scharnow

152 Oranienstrasse 152, Ecke Moritzplatz, empfiehlt sein Lager aller Arten Uhren, als

Gute gebt. Silberne Cylind-Uhren	8 M.	Gold. Damenuhr v. 25 M. an	
Neue silb. Cylind-Uhren (adg.)	v. 15 M. an	Gold. Herren-Nem. v. 55 M. an	
do. Remontuhr	v. 24 M. an	Hrn. Zalmi-Ketten v. 2 M. an	
do. Silber-Uhren	v. 25 M. an	Damen Ketten mit Quaste	v. 4 M. an
do. Remontuhr	v. 35 M. an	Eine Cylind-Uhr reinigen	1,50 M.
Regulator, 14 Z. g.	v. 15 M. an	Eine neue Feder	1,50 M.
Gute Schwarzw. u.	v. 4,50 M.		

Für jede bei mir gekaufte und reparirte Uhr leiste 2 Jahre schriftliche Garantie. 910

Neu! Neu! Neu!

Billigste Bezugsquelle

Hocharmige

Singer-Familien-Nähmaschinen

speziell für Leicot, Wäsche und Schürzenfabrikation, auch für die größten Arbeiten eingerichtet.

Singer-Medium für Schneider.

Große Singer für Schneider.

Singer-Cylinder für Schneider.

Elastic-Cylinder für Schuhmacher.

Säulen m. kleinstem Kopf für Schuhmacher.

Alle diese Maschinen verkaufe ich zu bedeutend herabgesetzten Preisen unter Garantie von 5 Jahren. [1176]

Berliner Nähmaschinen-Fabrik

BERLIN, Rosenthalerstrasse No. 36.

Cigarren- und Tabak-Handlung

von

Wassili Schmidt, [1081]

SO. 51. Naunynstrasse 51. SO.

Lager aller Sorten Rauch-, Rau- und Schnupf-Tabake. Große Auswahl bester Cigarretten.

Herren- u. Knaben-Garderobe

empfehle in gediegenen Stoffen und eleganter Ausführung.

Ganze Anzüge von 15-50 M.

Sammer Ueberzieher von 15-30 M.

Hosen von 4-18 M.

Auch nach Maß in kurzer Frist. Wiederverkäufer Rabatt.

Ignaz Weiland, Gräner Weg 95.

Auf Namen und Hausnummer bitte zu achten.

Restaurant von M. Krentz,

Kottbuser Platz (Alte Linde).
Reichhaltiger Frühstückstisch.
Bier auf Eis. Kühle Räume.

August Herold

Berlin SO., 112 Skalitzerstrasse 112.

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin

Eigene Fabrik. Solide Preise. Prompte Bedienung. 490

Die von Mitgliedern des Fachvereins der Schneider gegründete

Produktiv- u. Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin

(Eingetragene Genossenschaft)

No. 30 ZIMMER-STRASSE No. 30

empfehlen ihr Lager fertiger Herren-Garderobe, sowie ihr reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe, ebenfalls Herren- u. Damen- u. Knöpfe. Herren-Garderoben jeder Art werden nach Maß angefertigt. Reelle Arbeit. Dauerhafte Stoffe. Feste Preise. Bitte genau auf Strasse und Nummer zu achten. Der Vorstand und Verwaltungsrath.

723

F. Ruhnke, Uhren-Fabrik,

Berlin S., Dresdenerstrasse Nr. 30

empfehlen alle Arten Uhren, Ketten, Schlüssel, Goldwaaren etc. Spezialität: Regulatoren 1. Qual. Werke in den geschmackvollsten Mustern zu Fabrikpreisen unter 5 Jahr. reeller Garantie. Theilzahlung ohne Preiserhöhung gestattet. Reparaturen gut und billig. 847

Cigarren- u. Tabak-Handlung

von Ferdinand Ewald

(i. B. Brandenburg a. S.)

BERLIN N., Weinbergsweg 15B.

Lager aller Sorten Rauch-, Rau- und Schnupf-Tabake, Cigarretten und Präsent-Cigarren. 719

Rheinwein.

In Fässchen- und Flaschenfüllung versende ich einen feinsten gewählten guten Roth- und Weisswein in bester Qualität bei billigster Berechnung.

548 J. Mann, Ober-Engelbeim a. Rh. b. Mainz.

Die Uhrenfabrik

von Max Busse, Uhrmacher

Nr. 157 Invalidenstrasse Nr. 157

zwischen Brunnen- und Adlerstraße

empfehlen sein reichhaltiges Lager, sowie seine Reparatur-Werkstatt.

Kleine und große Vereinszimmer auch Sonntags zu haben. Mauerstraße 86. [1184]

Schuh- u. Stiefelwaaren-Fabrik

von Gustav Schultze, Schuhmachermeister,

Oranienstraße 5. Zur schlanke 5.

Empfehle meine seit 25 Jahren von dem größten Theil der Bevölkerung Berlins anerkannten, bestrenommirten Fabrikate zu den solidsten Preisen und bitte alle Freunde und Bekannte, sowie eine werthe Nachbarschaft um ihren werthen Besuch. Bestellungen nach Maß, sowie Reparaturen werden schnellstens und billig ausgeführt. Bitte, auf vollen Namen zu achten.

Caffee, Wein und Delicatessen

Nach ausserhalb von 15 Mk. an franco.

Martin Jankier, Berlin SO., Admiralstraße 40

am Kottbuser Platz (frühere Linde.)

846

Hut-Fabrik von Herm. Kehr

109 Skalitzerstr. 109

nabe der Mantuffelstraße

empfehlen alle in dieses Fach einschlagenden Artikel bei vorzüglicher Ausführung und soliden Preisen. (Zweites Geschäft)

Brückenstr. 16, Eckhaus der Köpnickstr. unter Leitung meines Bruders

Gustav Ad. Kehr.

18 Skalitzerstrasse 18

Cigarren eigener Fabrik,

Rauch-, Schnupf- und echten Nordhäuser Kautabak. auf Vaer Hamburger Schwarten Krusen.

Fritz Voigt, Veteranenstr. 2. Ecke Brunnenstraße.

Cigarren eigener Fabrik,

sowie alle Sorten Rauch-, Rau- u. Schnupf-Tabake empfehlen

1124 A. Kunze, Forsterstraße 2.

Allen Freunden und Bekannten empfehle meine Cigarren, Rauch- u. Schnupf-Tabake

Lotterie-Loose und Anthelle.

M. Meyer, Fruchtstraße 108.

1073

en gros.

Cigarren- u. Tabak-Handlung en détail

Fritz Goercki

Berlin SO., Admiralstraße 40 (frühere „Linde.“)

Import echter Havanna, Lager aller Sorten Rauch- und Schnupf-Tabake. Reich assortirtes Lager echt türkischer, russischer und amerikanischer Cigarretten und Tabake. Echt Nordhäuser Kautabak.

Ihr Ausdruck gebe, hat nur den Zweck der Beweisführung und der Beweisführung eine gewisse Dilemma zu geben, mit anderen Worten, wenn es möglich ist, ohne die Interessen des Angeklagten zu schädigen, ohne unsere Ueberzeugung zu beeinflussen irgend etwas abzuscheiden, was nicht erheblich ist. Meiner übrigen stätlichen Ueberzeugung, welche sich allein gar nicht zum Ausdruck bringen kann, präjudizirt dies in keiner Weise. Von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich jede persönliche Auslassung aufzuheben. Ich schreibe nunmehr zur Vernehmung der von der Verteidigung geladenen Zeugen. — Zeuge Stadto. Tugauer sagt aus, daß er in jener Versammlung, in welcher Ewald und Stöder anwesend waren und erörterten sich gegen die Vorläufe, mit letzterem bezüglich einer Vereinnung mit den Christlich-Sozialen verhandelt zu haben, vertheidigte nicht zugunsten gewesen sei, daher auch nicht Äußerungen über die Begegnung befehlen könne. In dem Verhandlungstermin in Sachen Ewald u. Gen. wider Berndt am 24. Januar d. J. ist Zeuge jedoch anwesend gewesen, als Herr Stöder sagte, er habe nicht versucht, mit ihm zu unterhandeln und jede Ewald überhaupt dort zum ersten Male. — Präsi: Ob dies unrichtig war, das wissen Sie nicht? — Zeuge Tugauer: Des kann ich nicht behaupten und nicht bestreiten. — Präsi: Wäre denn nun da Herrn Stöder vorgehalten, aber Ewald ist ja in der Versammlung gewesen, wo Sie zu ihm sprachen! — Zeuge Tugauer: Nein, in der Verhandlung nicht, aber später. Da schüttelten Viele aus dem Zuschauertraum die Köpfe, welche Herrn Stöder in der Versammlung, zu der er von Herrn Ewald eingeladen war, gesehen haben und meinten: „Herr Stöder hat sich mindestens nicht korrekt ausgesprochen, als er sagte, er sehe ihn zum ersten Male.“ — Es folgt nun die Vernehmung des Stadto. Göcki als Zeugen. — Präsi: Sind Sie in der Versammlung gewesen, wo Herr Ewald und Herr Stöder erschienen waren und wo es sich darum handelte, ob er sich von seiner Partei getrennt und zur Christlich-Sozialen gegangen sei oder nicht? Wie war der Vorgang? — Zeuge Stadto. Göcki: Ja, ich war damals anwesend. Unser Kollege Ewald war von einem gewissen Eugen Richter im Parlamente angegriffen worden und, da diese Auslagen im Parlamente unvorteilhaft waren, so wollte er sich öffentlich schämen und hatte zu einer Versammlung Herrn Stöder und Herrn Richter eingeladen. — Präsi: Was war das für ein Herr Richter? — Zeuge Stadto. Göcki: Der bekannte Eugen Richter. (Seitens.) — Präsi: Ich muß doch meine Bitte von vorhin dringend der Juhörerschaft gegenwärtig wiederholen. Fahren Sie fort. — Zeuge Stadto. Göcki: Also in der Versammlung führte mein Freund Viesländer den Vorsitz, Herr Lücke war Schriftführer. Es wurde nun an die Versammelten die Frage gerichtet, ob Herr Eugen Richter oder Herr Stöder da wären. Eugen Richter war nicht da, Stöder war anwesend. Nachdem nun Herr Ewald sich vertheidigt hatte. — Präsi: Wie waren denn die Bloemenist, was da ein Podium? — Zeuge Stadto. Göcki: Jawohl. — Präsi: Auf dieser sah Ihr Freund? — Zeuge: Jawohl. — Präsi: Wo befand sich Herr Ewald? — Zeuge: Auf dem Podium, und sprach. — Präsi: Wo befand sich Herr Stöder? — Zeuge: Mitteln in der Versammlung, bis er das Wort nahm und auf die Tribüne ging. Da richtete Ewald laut und deutlich an ihn die Frage: „Herr Stöder, ich richte an Sie die Frage...“ (Zeuge wendet sich hierbei direkt zurück an Herrn Stöder.) — Präsi: Herr Zeuge, Sie sind hier nicht in jener Versammlung, Sie haben bisher zu sprechen. — Zeuge: Er sagte: „Ich richte an Sie die Frage, bin ich mit Ihnen in Verbindung getreten? Auf Ehre und Gewissen! „Nein!“ rief da Herr Stöder und sprach hernach noch längere Zeit, warnte die Arbeiter, wie er es gewöhnlich thut, gegen die Jde, die Ewald vertrat. Hernach wollte ich erwidern auf Herrn Stöder, es kam aber Freund Kayser und sprach, und währenddem wurde aufgelöst. — Präsi: Also Ewald stand auf dem Podium und Stöder auf der Tribüne? — Zeuge: Podium und Tribüne sind identisch. — Präsi: Sie waren also räumlich zusammen? — Zeuge: Ja wohl. — Präsi: Also eng zusammen, und haben Auge in Auge Worte gewechselt? — Zeuge: Jawohl; Ewald hat ja an Stöder die Frage gerichtet. — Präsi: Sind Sie nun später darüber vernommen worden in der Sache Ewald und Genossen wider Berndt? — Zeuge: Ich war mit einer der Kläger und die Verteidigung von Berndt hatte einen großen Apparat in Bewegung gesetzt, wie sie unseren Charakter verächtlich könnte. Präsi: Warum drehte es sich? — Zeuge: Man wollte uns allerhand unterschleichen, daß wir würden lässlich sein u. s. w. und deshalb hatten wir klagte. Die Verteidigung hatte also einen großen Apparat in Bewegung gesetzt, gegen 25 bis 30 Zeugen für den Bew. vorgeschlagen, unter anderen auch Herrn Stöder. Derselbe sollte bezeugen, daß Ewald mit ihm in Unterhandlung getreten sei. Herr Stöder wurde vertheidigt und ließ sich dahin aus: „Ich kenne den Herrn nicht, ich habe nicht in Unterhandlung mit ihm gehalten, ich sehe ihn hier zum ersten Male.“ Da war ich so perplex, daß ich glaubte, zuerst etwas sagen zu müssen, was ich aber nicht that, um nicht eine unliebsame Szene zu veranlassen, sonst hätte ich sofort darauf aufmerksam gemacht. Nachher wurde aber sehr deutlich ausgesprochen, daß sich Herr Stöder in einem großen Irrthum befunden, als er dies sagte. Es sagte Einer zum Andern: „Wie konnte das möglich sein, daß ein solcher Vorfall aus dem Gedächtnisse Stöders entschwinden konnte.“ — Präsi: Ist der Herr Ewald in seiner Persönlichkeit irgendwie de anders bemerkbar? Was ist für eine Persönlichkeit? — Zeuge: Es ist ein Geschäft, wie man es nicht alle Tage zu sehen bekommt, er ist mittler, fröhlicher, unterlegter Statur, hat ausgeschorenen Bardenbart. — Staatsanwalt Weichert widerspricht der Vernehmung des Zeugen Kreuz und des Zeugen Ewald: ersterer ist noch nicht von der Verteidigung geladen, des letzteren Ladung, wie oben mitgetheilt, nicht ausführbar gewesen. Rechtsanwält Sachs: Ich erkläre, daß die Verteidigung auf die Zeugen Ewald, Kreuz und Lüscher Bed nicht verzichten kann. — Rechtsanwält Munkel: Ich glaube, der hohe Gerichtshof wird im Interesse des Hofpredigers Stöder selbst eine recht eingehende Untersuchung dieser Angelegenheit nicht umgehen können. Herr Stöder wird unter A. führung deutlicher Thatsachen ein Vorwurf gemacht, der doch nun darauf hinausläuft, eine falsche eidliche Aussage gemacht, d. h. einen Meineid, mindestens eines schuldigen Meineid — wenn nicht mehr — gemacht zu haben. Bei dieser Sachlage wird doch für den hohen Gerichtshof die Persönlichkeit des Herrn Ewald selbst von großem Werth sein. Herr Stöder ist von Herrn Ewald selbst zu einer Versammlung eingeladen worden, es wird behauptet, daß er mit ihm bei Gelegenheit von Vorkäufen gesprochen, die sich als höchst auffällige dem Gedächtnisse einprägen müssen und da ist es doch wohl Pflicht, einen solchen Verdacht nicht in der Schwebe zu belassen. Ich glaube, es wird der Zeuge Ewald geladen werden müssen und es wird der Herr Richter des Innern seinen Widerstand unter solchen Umständen aufgeben, da eine Gefahr bei der Vertheidigung Ewalds nicht vorliegt. — Staatsanwalt: Da der Beweisanzug sich auch auf einen zweiten Vorgang in einer Versammlung in der Tonhalle erstreckt, so kann ich demselben nicht widersprechen und gebe dem Gerichtshof anheim, darüber zu entscheiden. — Präsi: Herr Zeuge Stöder, wie stehen Sie denn zu den Vorgängen in der Tonhalle. — Zeuge: Die Sachen liegen so weit hinter mir, daß ich die Wichtigkeit der behaupteten Thatsachen nicht bestreiten und auch nicht bestritten kann. Ich erinnere mich, daß ein Mann sich in jener Versammlung in der Tonhalle unnützlich betrug und hinausgeschleudert wurde. Daß derselbe politisch sticht worden ist, weiß ich nicht. — Der Gerichtshof zieht sich hierauf zur Beschlußfassung über die Anträge der Verteidigung zurück. — Nach Wiedereintritt des Gerichtshofes bei der Staatsanwalt um die Vernehmung des anwesenden Kriminal-Kommissarius Schöne. — Kriminal-Kommissarius Schöne: Er habe im Jahre

1881 oder 1882 zwei Ewalds kennen gelernt, die sich in der sozialdemokratischen Bewegung in hervorragendem Maße betheiligten. Ob der eine Ewald jetzt noch in der Bewegung steht, wisse er nicht, er wisse nur, daß f. B. beide Ewalds beobachtet wurden. — Rechtsanwält Munkel: Die Thatsache, welche von dem Zeugen behauptet wird, daß nämlich zwei sozialdemokratische Agitatoren Ewald bestanden, verdoppelt nach meiner Auffassung für Herrn Stöder die Wahrscheinlichkeit schon einmal mit einem dieser Ewalds persönlich verkehrt zu haben. — Der Staatsanwalt widerspricht nunmehr seinerseits der Vernehmung des Zeugen Ewald. Der Hofprediger Stöder bleibe auch heute noch dabei, daß er seiner Erinnerung nach Herrn Ewald vorher noch nie gesehen habe und dieser Behauptung können wesentliche Momente nicht entgegengesetzt werden. — Präsi: (zum Zeugen Schöne): Wissen Sie, was der ausgewiesene Ewald war? — Zeuge: Ich glaube, der eine war Bergolder und der andere war etwas Hehnliches. — Rechtsanwält Sachs: Der Zeuge, welcher hier plötzlich mit der Behauptung von der Existenz zweier Ewalds in der Bewegung austritt, weiß nicht einmal genau, was jeder, der in die Bewegung nur einmal hineingeblickt hat, wissen muß, daß der ausgewiesene Stadto. Ewald Bergolder war. Ich bitte deshalb, den anwesenden Stadto. Göcki darüber zu vernehmen. — Zeuge Göcki: Ich stehe seit 1881 in der Bewegung und weiß ziemlich genau darin Bescheid. Ich erkläre, daß ich nur den ausgewiesenen Stadto. Ewald, der sich durch seine Wiederbelebung der gesellschaftlichen Bewegung allgemein bekannt gemacht hat, als hervorragendes Mitglied der Partei kennen gelernt habe, daß mir aber gänzlich unbekannt ist, daß noch ein zweiter Ewald oder auch nur ein Mann mit ähnlichem Namen in der Bewegung irgend wie hervorgetreten ist. — Der Gerichtshof zieht sich nochmals zur Prüfung der Anträge der Verteidigung zurück. — Der Präsident publicirt den Beschluß dahin: In Erwägung, daß schon durch das eidliche Zeugniß der Herren Tugauer und Göcki thatsächlich erbracht ist, daß der Zeuge Stöder schon vor Ablegung seines entgegengesetzten eidlichen Zeugnisses mehrmals mit dem Ewald in persönlicher Berührung getreten ist und daß durch die persönliche Vernehmung des Zeugen Ewald an dieser thatsächlichen Feststellung nichts geändert werden kann. — Rechtsanwält Munkel: Ich glaube, daß der Zeuge Stöder in der qu. Gerichtsverhandlung eine falsche eidliche Aussage gemacht hat. Ich vermittele aber jede Andeutung darüber, ob er sich darüber schlüssig geworden ist, ob für den falschen Eid der Zeuge Stöder eine persönliche Verantwortlichkeit trägt. Die Verteidigung ist der Ansicht, daß den Zeugen für die falsche eidliche Aussage das höchste Maß der Verantwortlichkeit trifft, daß die Begegnungen des Zeugen Stöder mit Ewald Auge in Auge unter Verhältnissen stattgefunden haben, welche einem gewissenhaften Zeugen, selbst wenn er nicht einmal Prediger ist, unmöglich entgangen sein kann. Wenn die Verteidigung den Nachweis erbringen will, daß der Eid des Herrn Stöder ein wissenschaftlich falscher ist, so wird man ihn doch nicht verächtlich können, sich auf die Zeugen für diese Behauptung zu berufen. Die Vernehmung dieser Zeugen liegt schließlich in diehiesigen Interesse des Zeugen Stöder selbst, denn sonst müßte die Verteidigung heute dahin plaidieren: „Der Zeuge Stöder ist des wissenschaftlichen Meineids dringend verdächtig.“ — Präsi: Die Prüfung der Beweisanzüge ist seitens des Gerichtshofes erfolgt, Schlussfolgerungen an diese Prüfung zu knüpfen ist nicht Sache der Publikation. Welche Schlussfolgerungen die Verteidigung daraus ziehen will, ist ihre Sache, der Gerichtshof würde in allen Theilen ein großes Unrecht thun, wollte er sich schon jetzt präjudizieren. — Staatsanwalt: Ich verweise darauf, daß in den Ausführungen des Verteidigers doch nur ein Unheil liegt und ich bitte, die Anträge abzulehnen. — Rechtsanwält Sachs: Ich dehne meine Anträge dahin aus, daß die Zeugen bezeugen sollen, daß sich die Vorgänge so abspielten, daß Stöder und Ewald sich Auge in Auge gegenüber gestanden haben und daß dies dem Stöder ganz unmisslich hat entgehen können. — Der Präsident fragt noch den Zeugen Göcki, ob er in der gedachten Versammlung vom Jahre 1881 gewesen sei. — Göcki: Ich bin nicht in jener Versammlung gewesen. Ewald hat mir aber erzählt, daß er öfter mit Stöder zusammen gewesen sei. — Rechtsanwält Munkel: Hiernach muß ich den gestellten Beweisanzug noch nach dieser Richtung ausdehnen. — Staatsanwalt Weichert: Ich dränge mich mit die Frage auf, ob solche Behauptungen von der Verteidigung ohne genügende thatsächliche Unterlage aufgestellt werden dürfen? — Rechtsanwält Munkel: Wenn meine bloßen Behauptungen als erwiesen erachtet werden, denn brauche er ja keinen Zeugen dafür zu benennen. Es kann sich nur fragen, ob meine Behauptungen frivol oder logisch aufgestellt waren? Und das Letztere ist der Fall. — Präsi: Nach der Strafprozess-Ordnung dürfen Beweisanzüge wegen des zu späten Vordringens derselben nicht abgelehnt werden, wenn sie überhaupt erheblich sind. Mir erscheint aber die neue Vordringung für so wichtig, daß ich es für notwendig erachte, einen Beschluß des Gerichtshofes darüber zu ertheilen. Der Präsident publicirt den Beschluß dahin: In Erwägung, daß das, was die Verteidigung beantragt hat, im Wesentlichen aus Deduktionen beruht und keine bestimmte thatsächliche Unterlage hat, lehnt der Gerichtshof den Antrag ab. Weitere Beweisanzüge werden nun nicht mehr gestellt und es beginnen die Plaidoyers. Staatsanwalt Weichert: R. H. Die Verhandlungen haben in dieser Sache an das Verächlichen und Witzigen zu Tage gefördert so viel, wie manchmal in Monaten nicht vor diesem Gerichtshofe ausgebeutet und präsentiert wird. So traurig das ist, bin ich doch der Ansicht, daß die günstige Wirkung dieser Verhandlung von Allen gegrieffen werden muß; die Atmosphäre wird rein. Und dann der viel gesagte, der über alles Maß vortrat und über verleumdete Mann Hofprediger Stöder wird aus dem Sturzbad von Verleumdungen ebenso r. takt hervorgehoben und lauter dastehen, wie vorher. Gegenstand der Anklage sind die drei Artikel der „Freien Zeitung“ Nr. 239, 242, als dritten Artikel habe ich bezeichnet — es poßt der Ausdruck nicht ganz — das Extrablatt, welches den Artikel aus Nr. 239 enthält wiederlegt. Der Einwand des Angeklagten, daß er für diese besondere Verantwortlichkeit nicht verantwortlich sei, ist vollkommen hinfällig. Das Presgesetz kann keine Verantwortlichkeit einer periodischen Druckschrift und Beilage, für welche der Redakteur nicht verantwortlich ist. Er meint, derartige Extrablätter wären in der Expedition ausgegeben. Ganz gleichgültig; wesentlich ist, ob er von dem Bestellungsakte wußte, und daß präsumt das Gesetz, und ebenso, ob er die Verantwortlichkeit zuließ. Dafür ist er verantwortlich und dieses Flugblatt ist in der Redaktion der „Freien Zeitung“ hergestellt und veröffentlicht. Die Artikel — sie sind ja verlesen, und dem Inhalte nach wohl bekannt — verstoßen gegen die §§ 185 und 186, theilweise getrennt, theilweise in Vereinnung, insofern die beleidigende Form gebraucht worden ist, um ehrenwürdige Thatsachen zu behaupten. Von vornherein müßte ich den Werth des Zeugnisses des Herrn Hofprediger Stöder beleuchten. Denn allerdings ist ein Theil der Thematata probanda ausschließlich durch sein Zeugniß hier erbracht worden und ich sehe ja voraus, daß die Verteidigung die Glaubwürdigkeit dieses Zeugen weisentlich demängelt wird. Ich habe die Auffassung, daß keine Thatsachen zur Erörterung gekommen sind, welche die Glaubwürdigkeit irgendwie in Zweifel bringen. Und ich nehme hier gleich, um damit aufzuräumen, weil es die schwerste Beleidigung ist, welche ihm zu Theil wurde, die Beleidigung vorweg, welche in der Form des Einwandes gegen die Wahrheit einer behaupteten Thatsache, daß der Hofprediger Stöder am 24. Januar d. J. in Sachen Ewald und Gen. wider Berndt einen Meineid geleistet habe, wissenschaftlich oder sachlich, gegen ihn geschleudert wurde. Meine Herren, ich möchte den Richter sehen, der auf Grund der vorgebrachten

Thatsachen den Hofprediger Stöder wegen wissenschaftlichen oder sachlichen Meineids bestrafen könnte. Herr Stöder hat nach dem Protokoll bezeugt: „Ich sehe den Ewald heute zum ersten Male!“ während ihm nun nachgewiesen ist, daß er mindestens zwei Mal mit Ewald Auge in Auge verkehrt hat. Die Anklage des Zeugen Stöder in jenem Prozeß ist ohne Zweifel falsch, es gebe aber falsche Eide, welche nicht strafbar sind, und dazu gehört dieser. Der Ausdruck: „Ich sehe den Ewald heute zum ersten Male!“ ist höchst unglücklich gewählt, denn in jenem Prozeß handelte es sich darum, ob Herr Stöder jemals mit Ewald „in Unterhandlungen“ gestanden habe und man hätte die Bedeutung seiner Aussage dem Hofprediger auseinandersetzen müssen. Derartige Begegnungen in öffentlichen Versammlungen prägen sich ja im allgemeinen dem Gedächtnisse ein, man müsse aber doch erwägen, daß der Herr Hofprediger seit Jahren der Leiter einer großen Bewegung sei, daß er im Jahre hunderte und tausende von Reden halte, mit hunderten und tausenden von Leuten dabei in Berührung komme und daß Ewald kein so berühmter Mann ist, um sich seinem Gedächtnisse so fest einzuprägen. Die intimen Artikel enthalten eine Reihe zahlreicher, fast unglückliche Beleidigungen in der Form, indem sie fast in jeder Zeile behaupten, daß Hofprediger Stöder ein Vagabund im Zalar sei und daß es als eine Schmach betrachtet werden müsse, daß ein solcher Mann noch in seiner Stellung im Dienste Sr. Majestät des Königs verbleibe. Andererseits kommen Beleidigungen vor, welche nicht erweislich wahre Thatsachen von Herrn Hofprediger Stöder behaupten. Dazu gehören in erster Reihe die Vorgänge auf der Eisenacher Kirchenkonferenz. Ich habe die Empfindung, daß die Reizhaft der logisch denkenden Menschen darin übereinstimmen wird, daß Herr Hofprediger Stöder sich in der That daselbst an der „Diskussion“ nicht betheilig hat. Er hat zwar auf direkte Aufforderung des Präsi jener Konferenz seine Meinung durch die Worte ausgedrückt: „Wir fordern in Jena nur unser Recht!“ von einer Theilnahme an der „Diskussion“ kann aber nicht die Rede sein. Ebenso liegt die Sache bezüglich der Unterschrift unter die Antisemitenpetition. Thatsache ist es, daß er diese Petition unterschrieben hat. Thatsache ist aber auch, daß er dieselbe eigentlich nicht unterschrieben hat; er hätte alles Weidese sagen können und im Orange der Interpellation hat er sich nur inoffiziell ausgesprochen. Solche Unrichtigkeiten werden wohl manchem von uns passiren, ohne daß daraus der Vorwurf der bewussten Unwahrheit sich rechtfertigt. Falsch ist die Behauptung, daß Prof. Vorkämpfer Herrn Stöder eine Unwahrheit nachgewiesen hat, falsch ist die Behauptung, daß Golder, die zu wohlthätigen Zwecken bestimmt waren, zu Agitationen verwendet seien, falsch sei auch die bestimmte Behauptung, daß Nobiling in der Mitgliederliste der christlich-sozialen Partei gestanden, aber dolofer Weise nach dem Attentat aus derselben ausgemerzt worden sei. Richtig ist es ja, daß Vorkämpfer von Herrn Stöder angestellt worden ist, obgleich die Vorstrafen desselben bekannt waren. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß es in dem Beruf des Herrn Stöder liegt, unrechtmäßigen Sündern den Weg zur Rehabilitation zu bahnen. Alle die Versuche, Herrn Stöder als einen politischen nicht inaktiven Mann, als einen Feind der Wahrheit hinzustellen, sind entschieden mißglückt. — Was das Todtsche Buch betrifft, so ist dasselbe von dem Konfessor empfohlen; dasselbe verteidigt einen gewissen Radikalismus, erklärt sich aber sei es etwa gegen die Monarchie und wenn ein Mann, der, wie Herr Stöder seit Jahren für Religion und Monarchie eintritt, solch ein Buch dem Grüneberg zum Studium empfiehlt, so begriffe ich nicht, wie man ihm daraus einen Vorwurf machen kann. Bei der Affaire mit der Notabilen-Erklärung und dem „Lang um goldene Ralb“ hat sich Herr Hofprediger Stöder sicher in gutem Glanzen befunden; er glaubt noch heute, daß viele der Unterzeichner den Lang um goldene Ralb mitgemacht haben, wobei er keineswegs durchaus an Gründer im schleimten Sinne gedacht haben will. Das Gegentheil ist ihm nicht nachgewiesen. Zugabe geben ist, daß Herr Stöder sich mehrfach geirrt hat, indem er einzelne Personen für Juden erklärte. Er hat diese Irrthümer theilweise zugegeben, bewußte Unwahrheiten sind daraus aber nicht zu deduziren. Herr Stöder hat sich auch in Bezug auf die Unterzeichnung des Ausweisungsbefehrs durch Csemieux geirrt; er theilt mir aber mit, daß er zu diesem Irrthum durch Arndt und namentlich durch das Konversations-Büchlein verleitet sei, denn dort steht in der That, daß die Unterzeichnung des Ausweisungsbefehrs am 5. September durch Csemieux stattgefunden hat. — Was die Ausdrücke des Zeugen Stöder über die liberale Presse betrifft, so sind dieselben vor einigen Jahren allerdings ziemlich stark und ehrenkränkende gewesen und der Vergleich der liberalen Presse mit einer „umgekehrten Konversation“ ist sicher sehr ehrenkränkend, ich halte dieselbe aber doch nur für eine lebhaft, derb-witzige Wendung, um gewissen Lesern das richtige Verständnis beizubringen. Ich gestehe zu, daß die Angriffe, welche der Zeuge Stöder in früheren Jahren gegen die liberale Presse geschleudert hat, in Form und Inhalt geeignet waren, diese gemessene Presse zu reizen und ich verkenne gar nicht, daß der Gerichtshof in der Lage sein wird, die Sachlage nach dieser Richtung hin zu prüfen. Andererseits wird die Stellung des Zeugen Stöder als Besitzer und Verwalter einer hohen Vertrauensstellung zu erwägen sein und gerade die Zusammenstellung des Hofpredigers mit dem Wagner ist nach meiner Meinung eine Ehrenkränkung der allerschärfsten Art. Ich glaube auch, der Gerichtshof muß erwägen, daß die Artikel geschrieben sind, um die Kandidatur des Zeugen zu hindern, denn ich glaube, der Gerichtshof hat darüber zu wachen, daß derartigen Mitteln, die Wahlen zu beeinträchtigen, entgegen getreten werden muß, damit solche Depravationen immer seltener werden. Wenn die Kandidaten in solcher Weise besudelt werden dürfen, dann würde das Berufswesen von Ehre und Sitte im Volke noch tiefer sinken, als es bisher schon geschehen ist und eine Wahl bald unmöglich werden. Aus allen diesen Gründen beantrage er eine Gesamtstrafe von 6 Monaten Gefängnis. Nach kurzer Pause nimmt Rechtsanwält Sachs das Wort: Hoher Gerichtshof: Auch ich freue mich mit dem Herrn Staatsanwalt, daß diese Verhandlung eine gewisse Klärung gebracht hat, daß der Ap, der nun seit 7 Jahren auf uns lastete, genommen ist, aber ich fürchte, daß diese Klärung nicht im Sinne des Staatsanwaltes und zur Freude des Herrn Stöder ausgefallen ist. Es war am 3. Januar 1878, als Herr Hofprediger Stöder zum ersten Male in einer Versammlung des Christlich-Sozialen Establishments auftrat, als er den angeblichen Abgrund entdeckte und sich nach antiker Analogie müßig in denselben hineinschürzte. Hundert Jahre waren vergangen, seitdem Vespignen den Rathen geschrieben, es waren noch nicht viele Jahre verstrichen, seitdem Juden und Christen auf den Schlachtfeldern gemeinschaftlich für die Ehre des Vaterlandes bluteten, da kam dieser Träger der christlichen Liebe, um eine Bewegung zu insinüiren, an deren Entwickelungsgänge wie mit Klauenzeichen die Toga Eklar und Neustettin stehen. Der Vater dieser Bewegung, welche die schlechtesten Volkstheorien entwarf und statt alle Kräfte im Staate zum Wohle des Staates zu vereinnigen, dieselben aufeinander hegte und die Kräfte des Vaterlandes in Atome zerstückelte. — Der Vater dieser Bewegung ist Herr Hofprediger Stöder. Diesem Manne gegenüber hat die angeklagte Zeitung in einem verbitterten Wahlkampfe einen stolzen Vagabund und Ehrabschneider entgegen geschleudert. Das sind sehr schwere Vorwürfe gegen einen Mann, der in einer der Stellung eines Priesters nicht entsprechende Form die Staatsanwaltschaft zu Hilfe rief. Er wolle dieser Behörde nicht großen, daß sie die öffentliche Klage erhoben habe. Denn es handelt sich in der That um ein sehr erhebliches öffentliches Interesse, wenn entweder dem angegriffenen Priester in öffentlicher Gerichtsverhandlung Gelegenheit gegeben werde, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe zurückzuweisen.

